

# Bemerkungen

zu

Dillenburgers Horaz-Ausgabe letzter Hand.



Dritter Teil.

Von

Dr. Ludwig Pöppelmann.

Bemerkungen

DRITTES BUCH ALLELE FÜR FÜR

Diese

Dr. Ludwig Föppelman



## Vorbemerkungen.

Wenn die nachfolgende Weiterführung dieser in einer ersten Abhandlung begonnenen und in einer zweiten fortgesetzten Bemerkungen<sup>1)</sup> zu Dillenburgers letzter Horazausgabe (1881) eine verhältnismässig viel grössere Ausdehnung gewonnen hat, als die früheren sie hatten, so liegt das, wie ich wohl annehmen darf, in der Eigentümlichkeit ihres Gegenstandes zur Genüge begründet. Die sechs ersten Lieder des dritten Buches, die man trotz der Ansicht Naucks, dass der Name wenig oder nichts besage, nicht unzutreffend die ‚Römeroden‘ genannt hat, — weil in ihnen ein Römer zu Römern von Römern, von deren Thun und Leiden, von Sitte und Unsitte in der römischen Welt redet, vielleicht auch auf anderes, was die Römer nahe angeht, deutet, — sind nicht ohne Schwierigkeiten, ja reich daran, aber auch reich an edlem Gedankengehalt und wegen ihrer Formschönheit wert, dass man jene zu heben, diesen zu ergründen sich bemühe. Bildet doch nach Düntzers Urteil überhaupt das dritte ‚auch im Versmass vollendetste‘ Buch den Höhepunkt der horazischen Lyrik; enthält es doch, wie selbst ein so scharfer Censor wie Gruppe urteilt, ‚seine wertvollsten Stücke,‘ und wenn ihr Dichter auch — vielleicht darf man hinzufügen: im ganzen betrachtet — kein Alcaeus wurde (Rosenberg, Lyrik des Horaz, p. 21), geschweige denn, wie er das ja selbst in ebenso liebenswürdiger Bescheidenheit als richtiger Selbsterkenntnis weit von sich abweist, ein Pindar, so war er doch in jenen schwungvollen Gesängen keiner der letzten Pindariden, und auch das ist schön. So hat denn auch W. Teuffel, als er die Gedichte mit Censuren begutachtete, gerade drei Lieder des dritten Buches, des ‚reifsten‘ (Rosenberg l. c. p. 62), mit dem Prädikate ‚vorzüglich‘ bedacht, und wenn dieses auch keine der Römeroden erhielt, so wurden sie doch sämtlich von ihm als ‚gut‘ bezeichnet. Ein neuerer feinsinniger Beurteiler, dem ich diese Censuren T. s. entnehme, E. Rosenberg, kennzeichnet in der genannten Schrift (p. 64) III, 3, 4, 5 und 6 als ‚grossartige‘ Oden im eigentlichen Sinne des Wortes, d. i. solche Gedichte, ‚in welchen begeistert geschaut, das Objekt verklärt, die Seele zu etwas Hohem, Geweihtem auf den Fittichen der Musik und der Bilder emporgehoben, und ihr Flügel verliehen werden,‘ — ‚zu denen wir einer eigenen Bereitung bedürfen‘ (l. c. p. 59—60). — Auch einer der genauesten Kenner der römischen Dichtung, Lucian Müller, findet (p. 98 der commentierten Ausgabe), diese Gedichte seien trotz mancher Mängel ‚das Vollendetste, was Horaz in der höheren Lyrik geschaffen.‘ Wenn ich neben solchen Urteilen auch dem Ausdruck der eigenen Empfindung Raum geben darf, so nähere ich mich zwar einerseits dem Standpunkte des Julius Caesar Scaliger hinsichtlich der hohen Wertschätzung von III, 9 ‚Donec gratus eram tibi‘ und III, 3 ‚Quem tu, Melpomene, semel,‘ wenn ich auch den Gipfel seiner Begeisterung nicht erreichen kann, auf welchem angelangt er bekanntlich erklärte, er wolle lieber diese Lieder gemacht haben, als König von Aragonien sein, und möchte ebenso dessen andern Urteile über III, 9 ‚Qualem ministrum fulminis alitem‘ beipflichten, dass in dieser der Dichter sich selbst und alle Griechen (also einmal auch den dircaischen Schwan) übertroffen habe; aber andererseits scheinen mir gerade auch die Römeroden durch Kraft und Schwung, worin die Auszeichnung der ‚Ode‘ vor allem erkannt wird, sich auszuzeichnen, und zwar möchte ich einen Chiasmus des Wertes annehmen: von der ersten bis zur dritten scheinen sie aufzusteigen, in der vierten sich (mindestens) auf gleicher Höhe zu halten und in der fünften und

<sup>1)</sup> 1. Teil im Programm des Gymnasiums zu Münstereifel 1885, 2. Teil ebendasselbst 1888.

sechsten wieder abzusteigen. So ist es ja freilich auch im Inhalt begründet: wenn Rosenberg (p. 64) in III, 1 und 2 mehr den Ton der Elegie vernimmt, wo der Dichter nicht in Begeisterung zu dem Objekte emporstrebe, sondern sein Auge klar und hell in die Tiefe der ihn umgebenden Verhältnisse senke (p. 63), wenn nach desselben Erläuterers treffendem Ausdruck in den elegischen Liedern ein ‚seelenvoller Geist‘ redet (in den Oden dagegen eine ‚geisterfüllte Seele‘), so dürfte das alles mehr oder minder auch von III, 5 und 6 zu sagen sein. — Auch räumlich sind übrigens diese Lieder in der horazischen Lyrik ausgezeichnet, indem sie zusammen zwar nicht, wie Rosenberg (p. 124 der commentierten Ausgabe) sagt, fast die Hälfte, aber doch, wie derselbe L. d. H. p. 16 richtig angiebt, reichlich ein Drittel der Verszahl des dritten Buches einnehmen: 336 Verse gegen 668. Ein äusserer, jenem inneren des Wertes ungefähr entsprechender Chiasmus findet sich auch in den Verszahlen der einzelnen Lieder: 48,32,72—80,56,48.

So ist denn auch diesen sechs Oden seitens der Erklärer jederzeit eine besondere Aufmerksamkeit und Sorge zugewendet worden. Manche haben in längeren Ausführungen über sie gehandelt, von Hofman Peerkamp an, der auch an ihnen die Kunst des Spitzfundes übte, bis auf die allerneueste Zeit, und in dieser nicht am wenigsten. Nauck widmet diesem ‚Liederzyklus, der einige Ähnlichkeit mit einem Sonettenkranze hat,‘ ein kürzeres ‚Nachwort‘; Kiessling giebt zu dem ‚Odenkranze‘ schon eine ausführlichere Einleitung, Schütz eine genauere Widerlegung der Gründe, die der scharfsinnige Niederländer zu haben glaubte, die Gedichte zu zerreißen und neu zusammenzufügen; Th. Plüss hat von den 367 Seiten seiner ‚Horazstudien‘ den Römeroden 110 zugewendet. Auch der grosse Kenner, wie des römischen Wesens überhaupt, so auch der römischen Litteratur, Th. Mommsen, hat diese Lieder in der Festrede zum 24. Januar 1889 unter neuer Beleuchtung erläutert (analysiert in Bursians Jahresberichten Bd. 63 (1890) p. 152—155). ‚Augustus‘, sagt M., ‚wird in feiner, aufrichtiger und würdiger Weise hier gefeiert.‘ Mit demselben Gegenstande beschäftigt sich ein längerer Aufsatz von P. Seliger: ‚Die ersten sechs Oden im dritten Buch des Horatius‘ (Fleck. Jahrb. 1889, p. 301—320), und mit der ‚Regulusode‘ (III, 5) insbesondere Tenber in eingehender Behandlung (Fleck. Jahrb. 1888, p. 417—428). So hat denn Dillenburger, der in seinem 1841 erschienenen ‚Quaestionum Horatianarum, Part. I et II‘ die sechs Lieder ebenfalls im Zusammenhange bespricht (p. 81—89), viele ‚Mitbewerber um die Palme‘ gefunden.

Nach allem dem dürfte eine ausführlichere Besprechung der bezeichneten Gedichte auch in diesen Bemerkungen wohl am Platze sein. Vielleicht ist es aber nicht unangemessen, ein Wort hinzuzufügen über die Berechtigung so weitläufiger Commentare, wie des Dillenburgerschen, zu Dicht- und anderen Schriftwerken des Altertums überhaupt. Es hat ja einmal eine Richtung gegen die zahlreichen Citate, namentlich die aus anderen Schriftstellern, Geltung gewonnen: nur was zur Erkenntnis des Sinnes unentbehrlich sei, solle angemerkt und vorzugsweise der Schriftsteller zu sich selbst citiert werden. Gegenüber Schulausgaben, die nur dies sein wollen, ist dafür ja gewiss bei manchem Werke manches zu sagen. Aber einesteils sind nicht wenige ‚Schulausgaben‘ doch auch für andere, namentlich angehende Philologen, bestimmt, mag es der Herausgeber ausdrücklich angeben oder sein Buch selbst es bezeugen lassen, und für diese sind gut gearbeitete Commentare dieser Art von grossem Nutzen. Sicherlich hat mancher das freudig empfunden, wenn er des Sophocles Aias in der Ausgabe Lobecks studierte, und wenn er beim Studium der Atticisten desselben Gelehrten Phrynichos zum Ausgangspunkte nahm, in diesem einen Stützpunkt gefunden, von wo aus er jene toten Massen in eine ihm fördernde Bewegung zu setzen und von ihnen aus in andere Gebiete alten Geisteslebens einzudringen vermochte. Andererseits ist man namentlich gerade bei Horaz von solcher abfälligen Beurteilung ausführlicher Commentare wieder zurückgekommen. Schon für seine Ausgabe in der ‚Bibliotheca Gothana‘, die ja die Beschränkung im allgemeinen betonen will, bemerkt Rosenberg treffend, dass ‚eine Schulausgabe des Horaz doch auch eine Lebensaufgabe sein muss, dass mancher Wink auf eine spätere erneuerte Lecture des Dichters berechnet sein muss.‘ Dem entsprechend nahm Orelli im Vorwort zur ersten Auflage der grösseren Ausgabe (1847, p. III. IIII) das Recht für sich in

Anspruch, denjenigen gegenüber, die das von ihm beobachtete, dem Dillenburgerschen entsprechende und vielfach an Citatenreichtum über dieses noch hinausgehende Verfahren als ‚supervacaneum et putidum‘ betrachteten, an der eigenen Ansicht festzuhalten. Es seien, führt er aus, bei Horaz notwendigerweise die offenbaren Nachahmungen griechischer Muster nachzuweisen; es sei ferner förderlich, anzudeuten, wo der Dichter mehr durch Zufall als aus Absicht Gedanken Ausdruck mit andern gemein habe. Insbesondere aber müsse den noch weniger geübten Lesern nachgewiesen werden, dass vieles, was ihnen sonderbar oder ganz ungewöhnlich erscheine, teils ‚aus griechischer Quelle, mit Mass abgeleitet, geflossen sei‘ (A. p. 53), teils auch bei andern Lateinern sich finde, seien es ältere, seien es Zeitgenossen oder wiederholende Jünger. Manchmal sei auch der prosaische Ausdruck mit dem poetischen zu vergleichen, damit die Jünglinge diesen richtiger zu würdigen lernen. ‚Sic ergo, certum modum si servaverimus, haud exiguum omne hoc exemplorum genus utilitatem lectoribus praebiturum esse confido.‘ So Orelli, und das Bild des Buches zeigt, dass die Nachfolger, Baiter und Hirschfelder, nicht anders geurteilt haben. Horaz gegenüber ist also eine gewisse Fülle von Citaten, eine Wolke von Zeugen, wohl angebracht; Horaz ist nicht durch Horaz allein zu erklären, sondern Beisteuern müssen vor allen leisten eines-teils jene griechischen Muster, deren Blätter unser Dichter ‚nocturna, diurna manu‘ wendete, weil den Hellenen die Muse verlieh, mit gerundetem Munde zu reden, sodann diejenigen, die mit ihm lebten in einer gewaltigen, vielgestaltigen Zeit, wo neues Leben in den Ruinen zu spriessen begann, aber doch, über die letzte fluchvolle Vergangenheit hinweg, wehmütige Blicke der Besten auf Zeiten fielen, die vorbei waren, und die auch die Guten nicht mehr zurückführen konnten. (cf. G. Boissiers Aufsatz über die Säcularspiele des Augustus in ‚Revue des deux mondes‘ 1. Mars 1892.) So glaubt denn auch der Verfasser dieser Bemerkungen entschuldigt zu sein, wenn er zu D.s Commentare, der doch auch über den Standpunkt des angehenden Primaners oft genug hinausgeht, hie und da noch Ergänzungen zu bringen sich gestattete. (Vgl. über die Grundsätze, die D. bei der Bearbeitung leiteten — im Wesen übereinstimmend mit denen Orellis — die treffliche praefatio der ersten Ausgabe, 1843.) Dafür nun aber, dass die Ausgabe D.s ihren Wert auch neben der grossen Orelli-Hirschfelderschen — seit 45 Jahren machen sie nun den Weg neben einander — behalten hat, darf ich auf ein doppeltes Zeugnis verweisen. Lucian Müller bemerkt im Vorwort seiner commentierten Ausgabe: ‚Da diese Ausgabe auch praktische Zwecke verfolgt, so fallen ihre Ziele vielfach zusammen mit denen der Ausgaben von Orelli, Dillenburger und Nauck; und gern bekenne ich, dass ich diesen Männern manches verdanke.‘ Das andere Zeugnis ist negativer Art, aber darum nicht von geringerer Geltung. An gar vielen Stellen bestreitet der nun auch vom Kampfplatze geschiedene Nauck die Auslegungen D.s, aber eben durch diese häufige Rücksichtnahme erkennt er die Bedeutung des Gegners an. Wie die früheren Teile dieser Bemerkungen, so geht auch der vorliegende auf diese Gegnerschaft öfters ein, und zwar, wie früher, dies zu thun sich bemühend in ‚einer besonnenen und unparteiischen Mitte‘ (Worte einer Beurteilung der Abhandlung vom Jahre 1888 in Bursians Jahresbericht 1889). Dabei habe ich vielfach andere Commentatoren, die zumeist im Vorigen schon genannt sind, in Betracht gezogen und stets auf Bentley und Kellers Epilegomena Rücksicht genommen. Von neueren kritischen und Text-Ausgaben sind Keller-Holder, Keller-Häussner, Lucian Müller (Editio maior), Petschenig, Vahlen, von älteren, ausser Hofman Peerlkamp, Meineke, Linker, Lehrs verglichen worden. So wenig man endlich heute noch geneigt sein mag, Gruppe auf seinen unterweltlichen Pfaden zu folgen, so glaubte ich doch auch das von seiner Hyperkritik zu ‚diesen leidenden Stücken‘ (Minos p. 371) Bemerkte aus dem Kreise der Betrachtung nicht ganz ausschliessen zu sollen, zumal da er nicht nur die einzelnen, an verschiedenen Stellen des ‚Minos‘ und des ‚Aeacus‘, sondern in jenem auch 1—6, in diesem 1—3 in seiner zersetzenden Weise der Behandlung unterzogen hat.



**Die Einleitungsstrophe (III, 1—4); gleichartiger Zweck der sechs Gedichte.** Dass die Verse III, 1, 1—4 ein prooemium darstellen, und zwar nicht bloss, was ja selbstverständlich ist, zu diesem carmen, sondern zu einer Reihe von carmina, das liegt, wie mit D. auch Kiessling und Küster in ihren Ausgaben hervorheben, schon in eben diesem Plural. Es liegt auch in dem feierlichen Tone der Ankündigung, die sie enthalten. Zwar meint Rosenberg (Lyr. d. Hor. p. 15), dass die ‚stolze Strophe‘ uns wohl etwas feierlicher klinge, als sie den Römern klingen mochte, da ‚favete linguis‘ von den Dichtern jener Zeit häufig und bei wenig wichtigen Anlässen verwendet wurde, auch ‚odi‘ weniger besage, als unser ‚hasse‘. Beides mag ja richtig sein, aber in der Verbindung, in der die Worte hier stehen, und bei dem Nachdruck, den das Metrum ihnen verleiht, tönen sie doch recht kräftig. Das macht auch Peerlkamp geltend, indem er verwundert fragt: wozu denn diese so grossartige und im Verhältnis zum Ganzen so lange Vorrede? Ihr gegenüber müsse einem bei der Betrachtung des thatsächlichen Inhalts (der ersten Ode) unwillkürlich das ‚parturiunt montes‘ in den Sinn kommen. Auch für Nauck haben die Worte des Nachdrucks zuviel, wenn das erste Gedicht nur von der continentia rede und nicht vielmehr eine ‚Theodicee‘ sei. Nun ist allerdings die continentia Alpha und Omega für Horaz, ist ihm die Grundlage aller Tugend; und insofern hat Lehms (Ausgabe, p. XCII) Recht, wenn er III, 1 für ernst und bedeutsam genug hält, ‚um eine hervorragende Anfangsstrophe zu haben‘, während Nauck Unrecht hat, wenn er etwas geringschätzig von ‚dem so oft gehörten Desiderantem quod satis est‘ redet. Aber diese Strophe scheint doch eben — das fühlten Peerlkamp und Nauck mit richtiger Empfindung — zu hervorragend für ein Gedicht von mässigem Umfange. Mehrere carmina also werden sicherlich durch die Worte Odi — canto eingeleitet, und zwar, wie kaum zu bezweifeln, eben die sechs Römeroden, die nach der Ansicht der meisten Ausleger ein Ganzes bilden, eine, wie im Äusseren durch das gleiche Metrum zusammengeschlossene, so auch innerlich geeinigte Folge von Gedichten. Porphyrio behandelte deshalb ja die sechs Lieder sogar als eine zusammenhängende Ode. Neuere Herausgeber haben, dem entsprechend, v. 1—4 von dem Körper des Gedichtes getrennt und zur Überschrift für c. 1—6 gemacht. In der Ausgabe von Keller-Holder heisst es p. 94: ‚uu. 1—4 uelut prooemium carminum I—VI separatos posuit Meinekius‘. Das hat nun zwar Meineke nicht gethan, aber er sagt in der praefatio, dass er es hätte thun sollen: ‚Separare hos versus debebam a reliquis‘. Denn es könne nicht bezweifelt werden, dass H. diese Strophe zum prooemium all dieser sechs, nach dem alcaischen Masse gedichteten Gesänge habe machen wollen. Linker, der auch c. 2 und 3 verbindet und in c. 1—3 eigentlich ein Ganzes sieht, hat dann, was Meineke forderte, wirklich gethan. Am eigentümlichsten sind Peerlkamp und — wie von dem Verfasser des Minos und des Aeacus nicht anders zu erwarten war — Gruppe verfahren. Jener hat am Schlusse seiner Ausgabe ein vierzehngliedriges, aus III, 1—6 und — trotz des verschiedenen Metrums — auch III, 16 zusammengestelltes ‚carmen gromaticum‘, ebenfalls mit v. 1—4 als Überschrift, vorgeführt: disiecti membra poetae. Das so gebildete Lehrgedicht entbehrt, an sich betrachtet, teilweise der Gefälligkeit nicht; aber da mit den horazischen Strophen so umgesprungen wird, dass z. B. das erste Unterliedchen aus c. 1, 5—8 und c. 5, 1—4 zusammengeschweisst ist, so erscheint es doch eben nur als ein Spiel. Mit Recht betont die Willkür dieses Verfahrens Schütz, der sich die Mühe nicht hat verdriessen lassen, die Truggebilde genauer zu untersuchen und zu zerstören. Auch Gruppe kann es dem gefeierte Peerlkamp ‚nicht vergeben‘, dass er so einige der schönsten Oden zerschnitten habe, vergiebt es nun aber sich selbst, dass er aus den drei ersten Gedichten von zusammen 38 Strophen ein einziges von nur 5 Strophen herstellt, an das er dann, jedoch nicht ohne Änderung der Ordnung und nicht ohne neue Verkürzungen, c. 4—6 anschliesst. Diesem so gründlich geminderten Bestande lässt er, wie Küster, c. 1, 1—4 als erste und v. 5—8 als zweite Einleitungsstrophe vorangehen. Wahrhaft grossartig ist aber die Kühnheit, die nach solchen Zerstörungen, zu der selbstgeschaffenen Ruine der drei ersten Lieder bewundernd aufblickend, auszurufen vermag: ‚Hier haben wir den ganzen (!) Horaz‘. (So im Minos p. 371 ff.; im Aeacus giebt er c. 1, 1—4 auf und liefert neue

Vertilgungs- und Versetzungsarbeit, deren Bild an Peerlkamp in etwa erinnert. — Auch nach Lehrs' kategorischer Erklärung ‚muss‘ die erste Strophe ‚fort‘, da sie entweder nicht horatianisch oder ein horatianisches Fragment ist.) Übrigens legen auch diese verfehlten Bemühungen holländischer und deutscher Hyperkritik Zeugnis ab für die gleichartige Eigentümlichkeit der Lieder. — Unter den neueren Herausgebern leugnet nun freilich Düntzer (commentierte Ausgabe p. 119), dass eine künstlerische Einheit und ein innerer Zusammenhang sich nachweisen lasse, ohneindess eine Ansicht näher zu begründen, während Schütz, der auch eine enge innere Verbindung ausschliesst, die Selbständigkeit der einzelnen Gedichte durch die Darlegung der Selbständigkeit der Schlüsse zu erweisen sucht. Die übrigen Erklärer sind durchweg mit D. über den didaktischen Zweck, den der ganze Cyclus verfolgt, im wesentlichen einer Meinung. Die Lieder wollen nach D.s Ausführung die durch Weichlichkeit, Üppigkeit und Bürgerstreit verderbten Zeitgenossen darüber belehren, was ihnen wahrhaft fromme, und wenden sich vor allen an Ohr und Herz der Jugend, auf der die Hoffnung auf bessere Zustände beruht, die noch belehrt werden kann und belehrt werden muss. Sie beziehen sich demnach auf die von Caesar Octavianus (der so eben den ehren- und bedeutungsvollen Namen Augustus empfangen hatte oder ihn um diese Zeit empfing) mit solchem Eifer erstrebte ‚Palingenesie‘ des Staates (Nauck im ‚Nachwort‘). Sie betonen nach Kiesslings Auslegung die Notwendigkeit, dass es besser werden muss, sprechen daneben aber auch die Hoffnung aus, dass es besser werden wird, da ein neues Geschlecht ‚unter des göttlichen Augustus Schirm heranwächst‘. In diesem Sinne ist es gewiss richtig zu sagen, dass der Dichter ‚dem neuen Regiment die Wege zu bereiten‘ suchte, und dass seine Lieder, wie es Küster treffend fasst, zusammenklingen in dem Mahnrufe: ‚Verschliessen wir uns der Einsicht nicht, dass nur eine gründliche Umkehr Rettung bringt, — und überlassen wir uns vertrauensvoll der Leitung des Kaisers!‘ Nun glaubt freilich Rosenberg nicht, dass Horaz eigentlich hoffnungsvoll in die Zukunft geschaut habe: wohl habe es Zeiten und Stunden gegeben, wo er lichter sah, im ganzen jedoch sei er ein trauriger ‚Glöckner‘ Roms gewesen, der den Glauben an eine Regeneration längst verloren hatte, ahnend, dass es nur eine ‚Flickarbeit‘ war, die der Caesar vornahm; er selbst habe eine ‚Sisyphosarbeit‘ verrichtet (L. d. H. p. 9. 10. 11). Umgekehrt möchte ich glauben, dass H. im ganzen mit Mut und Vertrauen auf die künftige Entwicklung hinausschaute, während allerdings zuweilen, wenn sein Blick die noch immer klaffenden Schäden im Innern, oder ein unheimliches Aufleuchten am Rhein oder am Euphrat betrachtete, sein Auge sich verschleiern mochte. Nach R.s eigenem Ausdruck (p. 17) sah ja doch H., als er etwa vierzehn oder fünfzehn Jahre später das Schlusslied des vierten Buches dichtete, welches ‚den Grund enthält, warum Horaz an seinem Caesar hängt‘, dasjenige erfüllt, was der Fürst und der Dichter zum Besten ihrer Landsleute erstrebt hatten. Damals konnte der Dichter im Hinblick auf einen äusseren Triumph, die *νίκη ἀδάκρυτος* über den östlichen Reichsfeind, und einen inneren Erfolg, die befestigte Grundlage des Staates, in freudig-stolzem Tone singen: ‚Dein Walten, Caesar, brachte das Ernteglück Den Fluren wieder, stellte der Burg zurück Die Banner aus feindsel'gem Osten, Niedergerafft von den stolzen Pfosten, Und schloss den Janus, drinnen der Krieg nun ruht; Es that dem Ordnung höhnnenden Übermut Die Zügel an, schlug Frevel nieder, Hob das Gesetz und die Sitte wieder.‘ (Fritsch.) Man kann auch nicht sagen, der Dichter habe früher den Wert des Strebens seines Fürsten unterschätzt und das nunmehr erkannt; denn die innere Besserung konnte nicht auf einmal sichtbar werden, und jener Erfolg über die Parther, die des Crassus Waffen freiwillig zurücksandten und so den darüber hoch erfreuten Caesar ergänzen liessen, was an Italiens Waffen schimpflich gefehlt hatte (‚Sub duce, qui templis Parthorum signa refigit Nunc et, si quid abest, Italis adiudicat armis.‘ ep. I, 18, 56. 57), war schon einige Jahre vorher errungen. — Im übrigen folgte Horaz, indem er die Bestrebungen des princeps an seinem Teile förderte, wenn auch keinem Zwange, doch auch nicht lediglich dem eigenen Drange. Gewiss mit Recht bekennt sich Orelli zu Frankes Ansicht, jener sei vom Caesar selbst oder von Maecenas dazu aufgefordert worden, durch Empfehlung der Tugend die gesunkene Zucht wieder zu heben. Nicht bloss die Stellung des

Sängers zu dem Vertrauten des princeps und zu diesem selbst entschied bei dieser Berufung, sondern, wie Ritter zu I, 32 ausführt, er hatte auch bereits durch mehr als ein Lied seinen besonderen inneren Beruf dazu bewiesen. R. verweist als auf solche Proben auf das jetzt als III, 24 gezählte Gedicht (*Intactis opulentior*), sowie auf I, 31 (*Quid dedicatum poscit Apollinem*), und wenn es auch hinsichtlich dieser Lieder dahin gestellt bleiben mag, ob sie bereits vor der ersten Römerode entstanden sind, so war doch sicherlich der Preis der Tugend, wie er ‚*summa camena*‘ gesungen wurde, auch schon ‚*prima*‘ von H. gesungen worden und hatte ihm geeignet erscheinen lassen, dem Caesar behülflich zu sein, ‚die italischen Dinge mit (guten) Sitten zu schmücken, durch Gesetze zu verbessern‘ (ep. II, 1, 2. 3). — Mit der Frage nach dem Zwecke der Oden hängt aufs engste zusammen die nach der Zeit ihrer Abfassung. D. geht darauf an dieser Stelle nicht ein, während er sie in den Quaest. Hor. (p. 89) dahin beantwortet, dass er sie sämtlich nicht für jünger halte, als 728, vor welchem das vierte und fünfte Lied nicht geschrieben sein können. Ähnlich Orelli, der die Lieder zwischen 727 und 730 geschrieben glaubt, während Ritter als wahrscheinliche Abfassungszeit 726/727 ansetzt, Kiessling 727/728, Schütz 728. Wenn aber D. gegenüber der Ansicht Frankes, dass die Lieder in den Jahren 726—728 entstanden seien, aus dem engen Zusammenhange der Oden folgert, dass sie kurz nach einander entstanden seien, so findet er zwar einen Helfer in Rosenberg: ‚Es scheint auch mir jetzt nicht mehr zu bezweifeln, dass die Idee zum Entwurf dieser sechs Oden bereits fertig in der Seele des Dichters da lag, als er jene Strophe (III, 1, 1—4) entwarf, und dass die Teilung des Cyklus in sechs Teile nur einer Unterteilung der Gesamtidee entspricht‘ (L. d. H. p. 16). Aber ebenso berechtigt mag man sein, mit Orelli und Kiessling anzunehmen, dass H. ‚diesen Odenkranz nicht in einem Zuge und genau in der Abfolge gedichtet (hat), in der er uns jetzt entgegentritt.‘ Auch das erscheint recht annehmbar, was K. hinzufügt, dass H. einiges ebenfalls um diese Zeit Entstandene trotz der Gleichartigkeit in den Cyclis nicht mit aufgenommen habe: so schein II, 15 (*Jam pauca aratro iugera regiae*) aus Strophen entstanden, ‚welche den Rahmen des ersten Gedichts zu zersprengen drohten‘; und I, 32 (*Poscimur(s). Si quid vacui sub umbra*) sei ursprünglich zum prooemium der Römeroden bestimmt gewesen. (Denselben Gedanken über das letztere Gedicht hat auch schon Ritter ausgesprochen. Ausser den von diesem erwähnten, oben bezeichneten Liedern erscheinen auch noch II, 16 u. 18, wo mancher Ausdruck an die Römeroden erinnert, dem um diese Zeit gepflegten Gedankenkreise des Dichters entsprossen.) Auch darin mag K. Recht haben, dass er glaubt, die Einleitungsstrophe sei dem Übrigen nachgedichtet. Indem ich mich dem anschliesse, möchte ich hinzufügen, dass es mir scheinen will, diese einleitenden Verse seien ihrem Schöpfer als solche nicht völlig gelungen: er übersah wohl, indem er sie schuf, dass so ein Widerspruch mit der letzten Strophe des dritten Gedichtes zu entstehen schien. Aber allerdings ist nur ein scheinbarer, nicht, wie freilich Lehrs (p. XII) behauptet und Schütz ihm zugiebt, ein wirklicher Gegensatz zwischen 1, 1—4 und 3, 69—72 anzunehmen. Denn wenn im Eingange H. als Musenpriester Hohes zu verkünden sich anheischig macht, warum kann nicht, wie Plüss (*Horazst.* p. 226) mit Recht fragt, auch ‚der priesterliche Sänger als Mensch es empfinden, dass sein Mund zu schwach sei für die Dinge, welche die Muse in göttlicher Kühnheit ihm singen lasse, und dass seine Laute lieber ein freudigeres, wenn auch weniger erhabenes Lied anstimmen möchte?‘ — Noch eine Frage bleibt zu beantworten: ist nicht vielleicht die Eingangsstrophe die Einleitung zu dem ganzen dritten Buche? Diese auch schon in früherer Zeit aufgestellte Ansicht vertritt Rosenberg sowohl in L. d. H. (p. 16, wo er sie zugleich doch auch wieder als die sechs Oden einleitend annimmt) als in seiner Ausgabe. Allein die dafür an ersterer Stelle angeführten Gründe erscheinen mir nicht als durchschlagend, wohl aber als ein entscheidender Gegengrund der Charakter einiger Gedichte des dritten Buches, zu denen jene feierlich erhabene Einleitung wenig passt. — Über die etwas abweichende Auslegung von Zweck und Bedeutung der Römeroden durch Mommsen und die mit dessen Ansichten im wesentlichen übereinstimmende Erklärung der vierten Ode durch Teuber, sowie über den Versuch Seligers, durch eine andere Reihenfolge der Lieder exegetische Vorteile zu erzielen, wird weiter unten zu reden Gelegenheit sich darbieten.

**C. III, 1. Lasst euch genügen: dies allein giebt wahres Glück.** Hinsichtlich des Zwecks und Inhalts dieses ersten Liedes befindet sich D. so ziemlich in Übereinstimmung mit den übrigen Auslegern. Er findet mit Recht in den Worten ‚Desiderantem quod satis est‘  $\alpha. \tau. \lambda.$ , wie — nach dem Abzuge der ersten, nicht diesem Gedichte allein angehörenden Strophe — den räumlichen, so auch den Gedanken-Mittelpunkt der Ode. Im Einklang damit sagt Orelli kurz und bündig: ‚Principalis est γνώμη v. 25 D. q. s. e.‘. Seliger weist denn auch darauf hin, dass die Erklärer weniger über den Inhalt verschiedener Meinung sind, als gleichsam über den ‚Rahmen, in dem uns H. hier seinen Lieblingsgedanken vor Augen stellt.‘ Durch den erhabenen Ton der zweiten Strophe veranlasst, findet Nauck, wie erwähnt, in dem Liede eine Theodicee, also wohl eine Rechtfertigung der göttlichen Weltregierung gegenüber dem zerfahrenen Treiben der Weltbewohner und deren selbstzerstörerischen Streben nach Glück. Aber mit Fug betont S., dass man den Inhalt eines Gedichts von zwölf Strophen nicht nach dem von zweien (den beiden ersten) bemessen dürfe. Übrigens wird ja auch nach der Auffassung Naucks die Genügsamkeit empfohlen und, dass Üppigkeit wahrhaft beglücken könne, gelehrt. Dazu stimmt es, wenn Kiessling die Ode als eine Betrachtung über die Friedlosigkeit des Reichtums bezeichnet. Wenn Mommsen in der hier sich kundgebenden Lebensauffassung des Dichters eine Mischung sieht ‚aus dem Behagen an dem eigenen Kleinleben und dem Verzagen an der grossen Gesamthätigkeit der Nation,‘ die durch den ganzen Poeten gehe, so passt das eben zu seinem Standpunkte, auf welchem er mehr den politischen, als den moralischen Charakter der Gedichte betont. Aber worauf sollte das Werk des grossen Baumeisters, der nicht nur Göttertempel wieder aufbaute, nicht nur die Ziegelstadt zum goldenen Rom umbaute, sondern auch ein neues Staatsgebäude aufrichtete, fester gegründet werden, als auf der Genügsamkeit, durch die die grossen Almehervorstrahlten? Sie war und ist am Baum der Tugend ein goldener Zweig, gleich jenem, den Aeneas brach, auf den selbst der Totenschiffer mit ehrfürchtigem Staunen blickte. Seine Wertschätzung war den späten Enkeln der Cincinnati und Fabricii abhanden gekommen: wehe ihnen, nicht dass sie Enkel, aber dass sie solche Enkel waren! Anders muss es mit ihnen werden; und wenn der Genuss sich auch nicht auf Oliven, Endivien und Malven (I, 31, 15. 16), oder auf Bohnen und Kohl (sat. II, 6, 63. 64) zu beschränken braucht; wenn der Mensch das in Anspruch nehmen darf, dessen Entbehrung ihm naturgemäss wehe thun würde (sat. I, 1, 74. 75); wenn auch nicht gerade alles Geschmeide und Gold als Unglücksstoff ins pontische Meer zu versenken ist (c. III, 24, 47—50); so muss doch die Frage, ob die Menschen durch Reichtum oder durch Tugend beseligt werden (sat. II, 6, 73. 74), nach der letzteren Seite hin beantwortet, die ‚Norm der Alten‘ (c. II, 15, 12) wieder hergestellt, der einfache Tisch der Väter, der aber durch Sauberkeit glänzte (c. II, 16, 13. 14), wieder wohlgefällig werden; kurz man muss das Wenige begehren, was not thut (sat. I, 74. 75), indem man der bösen Begierde Wurzeln ausrodet (c. III, 24, 51. 52); die Götter werden für Entsagung reichlichen Ersatz bieten (c. II, 16, 21). So empfahl H. die continentia oft und dringend, und wenn er in unserer Ode die Reihe seiner Tugendlehren wiederum damit eröffnet, so steht sie eben darum passend an der Spitze dieser von Kiessling mit Recht so benannten ‚goldenen Lieder.‘ — Eine ganz eigentümliche Erklärung des Gedichtes hat neuerdings Plüss aufgestellt, der durch seine eingehenden Horazstudien auf den Gedanken geführt wurde, die Absicht des Dichters sei, ‚in unmittelbarer Anfügung an die allgemeine Ankündigung von Liedern der Muselehre das allgemeinste Bild der Welt, wie sie nach der Muselehre erscheint, darzustellen. Es ist die Welt Jupiters und der Schicksalsnotwendigkeit, was wir schauen: ‚Jupiter, Könige und Völker der Erde, Römertum, eine vollständige Welt.‘ Zugleich wird aber die Wirklichkeit idealisiert: der einfache, kulturlose Naturmensch, der im idyllischen Thale wohnt, ist auch ein kindlicher Verehrer der Götter, während das Haupt des Tyrannen sich unkindlich über diese erhebt. Jener hat beides, Sinnenglück (im edlen Sinne des Wortes) und Seelenfrieden; dieser hat keins von beiden. Die Gedankenreihe dieses Auslegers gipfelt, indem er nach der Bedeutung der ‚atra cura‘ forscht, in den Sätzen: ‚von dem Standpunkte der Idylle

aus ist ja eigentlich jede höhere Kultur schon eine Schuld' (Horazstudien p. 195); und: 'Es ist also nicht der wirkliche Horaz mit seinem wirklichen Sabinergütchen, der hier redet; es ist vielmehr, in der Gestalt des Musenpriesters, ein idealer Mensch.' Am Schlusse des Gedichtes spricht dieser Prediger im Sabinerthal aus den gewonnenen Herzen derer, denen er gepredigt hat: die vornehmen Kinder entsagen freiwillig der eitlen Pracht der grossen Welt, um in einem italischen Tempe zu wohnen; schon jetzt leben sie eigentlich 'mit ihrem priesterlichen Lehrer im Sabinerthal' (p. 197). H. selbst fühlt sich auf seinem Gute 'real behaglich', während er nach unserm Liede (als Musenpriester) 'ideal glücklich' ist. In diesen Ausführungen des Verfassers liegt ja viel Anmutendes, und desgleichen in dem Schlussatz über die in dem Liede herrschenden Empfindungen und die Stimmung des Ganzen: jene sind ihm 'Furcht und Mitleid' — also eine lyrische *κάθαρσις* — 'Verlangen und Mitfreude gegenüber Gott und Schicksal und menschlichem Glück und Unglück'; diese ist eine ehrfürchtig feierliche, wie sie dem priesterlichen Lehrer musischer Mysterien geziemt (p. 198). Indessen bemerkt doch wohl Seliger mit Recht: falls H. ein allgemeines Weltbild in dem von P. entwickelten Sinne habe zeichnen wollen, so habe er es verzeichnet, weil dann berechnete Strebungen römischer Männer mit Nichtigem zusammengeworfen seien; auch sei die Welt der Idylle nicht die Welt unsers Dichters, der den Wert 'der Gesittung und der durch diese vermittelten höheren Genüsse' wohl zu würdigen wusste. Horaz war kein Rousseau; dies, meint S., beweise auch jene überraschende Wendung am Schlusse von Ep. 2, bei der man wohl auf Heine verwiesen hat.

V. 1. 2. In der Auslegung von profanum vulgus, arceo, favete linguis hat sich D. auf das Notwendige beschränkt; wer mehr wünscht, findet bei Orelli, Schütz, Kiessling reichen Stoff angesammelt. — Zu 3. 4 wäre eine kurze Bemerkung über carmina non prius audita erwünscht gewesen. Küster verweist passend auf die Lieder der Sappho und des Alcaeus, die den Schatten 'sacro digna silentio' schienen (c. II, 13, 29); es geht somit auf das 'Ernste, Feierliche, Hochbedeutsame' der angekündigten Lieder, wohl nicht, wie Kiessling annimmt, zugleich auf die metrische Form. Plüss vergleicht die Verheissung nie geschauter Schauspiele vor dem Saecularfeste (p. 186). Eingehender als D. behandelt Küster auch den Ausdruck Musarum sacerdos, indem er die höhere Bedeutung der Lehrdichtung bei den Alten betont. Die von D. im Einklange mit alten und neueren Erklärern gegebene Auslegung von virginibus puerisque, dass die Lieder der Jugend geweiht sind, nicht also der 'ungelehrigen Herde' (Ep. 16, 37), wodurch der lehrhafte Zweck näher als erziehlicher gekennzeichnet wird, findet nicht die Zustimmung Ritters, der die Worte so versteht, dass diese Lieder, geschützt vor profanem Gebrauch, bei festlichen Gelegenheiten von Jungfrauen und Knaben gesungen werden sollen. Das entspräche also der alten Überschrift 'Ad chorum virginum et puerorum,' die wenigstens nicht so ungeheuerlich klingt, wie die andere: 'Ad indoctos.' Aber einesteils spricht dagegen, wie Schütz hervorhebt, der Ton der letzten Strophe; anderseits steht auch das Metrum damit nicht im Einklang: wie im carmen saeculare würde H. die sapphische Strophe vorgezogen haben. (Vgl. Teuffel, Röm. Litg. § 34 über das Singen römischer Verse im allgemeinen, insbesondere aber § 238, 3: Horaz wusste, dass auch seine melischen Gedichte nicht würden gesungen, sondern gelesen werden, und verfuhr dieser Erkenntnis gemäss bei der Behandlung des Metrums.) Vgl. D. Quaest. Hor. p. 81 f. — Zu v. 5 vergleicht D. Regum timendorum mit dem homerischen *ποιμένες λαῶν*; so auch Orelli und Schütz. Dagegen weisen Ritter, Nauck, Kiessling diesen Vergleich ausdrücklich ab, und zwar wohl mit Recht. Gleicher Ansicht ist auch L. Müller, der greges verächtlich gesagt findet. Auch der allgemeine Gebrauch des Wortes grex und der abgeleiteten Wörter spricht nicht für D.s Auffassung. Wenn auch Cicero einmal von einem 'grex hominum honestissimorum' redet, so liegt doch zumeist sowohl in dem Stammworte wie in gregalis, gregarius, gregatim eine Beziehung auf Gewöhnliches oder Gemeines, und eine erhabene Vorstellung weckt es doch auch nicht, wenn H. sich selbst Epicuri de grege porcum nennt (ep. I, 4, 16). (Vgl. über diesen Gebrauch von grex bei H. noch I, 37, 9 contaminato cum grege, Ep. 16, 37 indocili melior grege,

einigermaßen auch c. I, 24, 18 nigro compulerit gregi.) — Wenn D. in v. 7 Clari Giganteo triumpho eine Hinweisung auf die Herrschaft des Augustus sieht, so begegnet er sich jetzt mit Mommsen: ‚Horaz denkt dabei an Augustus, den Besieger des Antonius.‘ — Zu v. 9 Est ut viro vir latius ordinet bemerkt D.: ἔστιν ὅτι, ἔστιν ὅπως; accidit ut — und vergleicht ep. I, 12, 2. 3: non est ut copia maior Ab Jove donari possit tibi. Es ist richtig zu verstehen: an der letzteren Stelle ist est ut = ἔστιν ὅπως; an unserer ist es = ἔστιν ὅτι. Bentley wollte esto lesen und sah eine Bestätigung in der Anmerkung bei dem ‚Commentator‘ des Cruquius: ‚est pro sit.‘ Ohne B., der irriger Weise est ut = potest fieri ut setzte, zu nennen, weist Kiessling die Conjectur mit Recht zurück: die thatsächlichen Verhältnisse führe H. vor Augen. Est steht hier parallel dem zu v. 5 aus 6 zu ergänzenden, wenn auch die Bedeutung nicht ganz gleich ist. Ob übrigens K. in viro vir nicht zu viel hineinlegt, wenn er eine Emphase darin sieht? So einfacher wie richtiger, scheint mir, sagt Küster: viro vir = alius alio. — Zu der Wortstellung in v. 12 verweist D. auf die zu II, 7, 25 gegebene Erklärung. Vgl. die Aufzählung Orellis zu I, 30, 6, wo auch Tibull und griechische Stellen (Aeschylus) zur Vergleichung herangezogen werden. —

V. 14—16. Auch diese Stelle ist verschieden verstanden worden. Nauck (dessen beide letzten Ausgaben im Texte necessitas, im Commentar Nec. bieten) fasst necessitas wohl als gleichbedeutend mit mors; sortitur aber setzt er = erloost (sie sich). Aber was sollte dann noch der Satz ‚Omne capax movet urna nomen‘? Es läge genau genommen ein ὑστερον πρότερον vor. Nein, die Göttin Notwendigkeit (Ἐπιμαρμένη, Ἀνάγκη; vgl. Orelli a. h. l.) loost durch Schütteln der, ohne Unterschied der Klassen (Plüss p. 188), die Namen aller enthaltenden Urne die ‚serius ocus‘ (c. II, 3, 26) dem Tode Verfallenden aus. Passend vergleicht Düntzer die Ausloosung der Kämpfer durch Hector und Nestor bei Homer (I, 324—5; H, 183—5). Vgl. auch die von Hörschelmann zu Propert. V, 11, 19. 20 (Aut si quis posita iudex sedet Aeolus urna, In mea sortita iudicet ossa pila) angeführten Stellen, wo von der Ausloosung der Richter die Rede ist: Verg. Aen. VI, 431—2; ebenso Stat. silv. II, 1, 218—9: ibimus omnes, Ibimus: immensis urnam quatit Aeacus umbris (s. ulnis), sowie Sen. Herc. fur. 735—6: Non unus alta sede quaesitor sedens Iudicia trepidis sera sortitur reis; vielleicht auch Sen. Agam. 23. 24: Reputemus omnes quos ob infandas manus Quaesitor urna Gnosius versat reos. Wenn Küster auch c. I, 4, 18: ‚Nec regna vini sortiere talis‘ vergleicht, so kann man allerdings auch hier an ein Loosen um die Thaliarchie denken (Georges setzt es hier = erloosen). Anders aber sat. I, 6, 53: casu quod te sortitus amicum, sat. II, 93—4: terrestria quando Mortalis animas vivunt sortita, sowie A. p. 92: singula quaeque locum teneant sortita decenter: an diesen Stellen handelt es sich in der That um ein Erloosen, wie bei Ovid: ‚Iamque brevis vitae spatium sortita iuventus‘ (met. III, 124). — Wie ist nun aber das Verhältnis der Necessitas zu Juppiter zu denken? Rosenberg schreibt: ‚Die necessitas ist hier von J. nicht verschieden.‘ Noch genauer möchte man sagen: sie ist die Dienerin Juppiters, wie sie c. I, 35, 17 als die Dienerin der Fortuna erscheint. (Also gehören die Worte Philemons: Δούλοι βασιλέων εἰσίν, ὁ βασιλεὺς θεῶν, ὁ θεὸς ἀνάγκης‘ kaum hierher; vielmehr Ἀνάγκη Διός).

Das Ganze von v. 5 bis 16 besagt also in freier Zusammenfassung: Die Könige der Barbaren herrschen zwar über ihre ihnen in sklavischer Furcht gehorchenden Völker, aber über jene selbst herrscht Juppiter, und wären sie den Giganten gleich (Plüss p. 187), die er ja in herrlichem Triumph besiegt hat, wie er denn mit einem Zucken seiner Brauen das Weltall erschütterte. In unserer Welt ist wohl auch der eine vor dem andern durch verschiedenartige Vorzüge ausgezeichnet, aber alle müssen erwarten, in jedem Augenblick, dass das Todesloos auf sie falle. — Daran schließt sich dann: Somit helfen die feinsten Genüsse dem mit frevelhafter Gier auf Mehrung seiner Schätze bedachten Reichen nicht zum Behagen, während der einfache Landmann sich dessen erfreut. So ist überhaupt der Genügsame sorgenfrei, während sonst auch die grossartigsten Veranstaltungen von düsterer Sorge nicht befreien können. Also will ich mit meinen bescheidenen Verhältnissen

zufrieden sein (und möget ihr desgleichen thun). (Logische Beziehungen werden vom Dichter nicht besonders ausgedrückt.' Rosenberg.)

V. 17—18. In D.s Einleitung könnte man eine Beziehung auf *impia Cervice* vermissen. Peerlkamp nimmt an *impia* Anstoss: Damokles, meint er, sei doch als *impius* nicht bekannt. Aber auch Dionysius sah das Schwert über seinem Nacken hangen, und zwar beständig, und die *ποικιλία ὄψων* gewährte ihm deshalb keinen ‚süssen Wohlgeschmack‘; Dionysius ist aber gewiss *impius* zu nennen. Doch ist P.s *Conjectur improba* für *impia* immerhin bemerkenswert: das gierige, keine Schranken achtende Streben des Reichen wird dadurch scharf gekennzeichnet. Freilich wird *improbus* keineswegs immer in moralischer Bedeutung gebraucht. Peerlkamp verweist auf eine Glosse des Servius: ‚*improbus* = *insatiabilis*‘; und nicht nur die über das gewöhnliche Mass hinausgehende Arbeit nennt ja Vergil *improbus* (‚*labor omnia vicit Improbus*‘ georg. I, 145—6), sondern auch die gefräßige Gans (georg. I, 119) und die unersättliche Schlange (georg. III, 431) heissen ihm so; cf. Orelli zu c. III, 9, 22: ‚*Improbum apud poetas omne quod modum excedit.*‘ Daher wird auch Aeneas selbst in seinem unbegrenzten Kampfeifer von Vergil ohne Bedenken *improbus* genannt (Aen. XI, 312), unbeschadet seines sonstigen, fast mit seiner Person verwachsenen Beinamens *pius* (vgl. die merkwürdige Stelle Aen. I, 378: *Sum pius Aeneas*; in ähnlicher Weise ist im Spanischen *santo* mit Jago so verschmolzen, dass in der Übersetzung des Briefes des h. Jacobus der Apostel sich selbst in der ersten Person mit *Santiago* einführt). Aber der ebenfalls *improbus* genannte stürzende Bergfels (Aen. XII, 687), der Wald und Herden und Menschen mit sich reißt, ist doch schon mehr als ungeheuer, ist ‚unbändig‘ (Ladewig), und so darf man c. III, 24, 63. 64: ‚*Scilicet improbae Crescunt divitiae*‘ denn auch wohl nicht, wie Küster deutet, dahin verstehen, dass es nur das Wachsen des Reichtums ins Ungeheuerliche hinein bezeichnen solle, sondern muss mit Orelli hinzudenken: ‚*nimiae atque studio improbo, insatiabili et avidissimo, partae.*‘ Küster verweist ja auch selbst auf die diesen Worten vorhergehende Schilderung des frevelnden Treibens desjenigen Reichen, dem die Armut ein Schimpf, ja ein Fehler scheint: hier und in der achtzehnten Ode des zweiten Buches werde ein Bild seiner *impietas* entworfen. Und allerdings insofern der Habsüchtige, den an letzterer Stelle der Dichter anredet, Mann und Weib mit den Kindern und den Penaten austreibt, ist er gewiss auch *impius*; um so eher wird man aber *improbae divitiae* auch im moralischen Sinne nehmen müssen. Es lässt sich somit für Peerlkamps *Conjectur* manches sagen, ohne dass man sie freilich als notwendig bezeichnen müsste. (Sonderbar der Commentator des Cruquius: *impia, morti vicina.*) Weshalb übrigens Ritter in *Siculae dapes* keine Beziehung auf die sicilische Üppigkeit der Mahlzeiten sehen will — Orelli citiert hier die ‚*homines voluptarii*‘ im *Rudens* des Plautus (prol. 53) —, ist nicht ersichtlich. Neben der von D. angezogenen Stelle aus Plato werden bei Orelli und Schütz noch andere verglichen. — V. 20. Bei *avium* denken wohl ziemlich alle Ausleger mit D. an die *aviaria* (ὄρνιθωνες); auch Düntzer scheint die Stelle so zu verstehen. Die Verbindung mit *citharaeque* lässt auch eine andere Deutung nicht zu: der, dem die *impia cervix* eigen ist, lauscht nicht dem süßen Klagen der Waldvögel (Ep. 2, 26), sondern die ‚*vernula avis*‘ musste die Cither im Einschläferungsdienste ablösen (Rutil. Namat. I, 111, von Orelli hier citiert). Porphyrio und Pseudo-Acron beziehen auch dies auf ‚*quidam Siculorum reges*‘ allein in Verallgemeinerung von *imp. Cerv.* wird ohne Zweifel, wenn auch nicht von ‚*Wüstlingen*‘ (L. Müller), so doch von *homines voluptarii* überhaupt (Nauck: ‚*exklusive Vergnüglinge*‘) gesprochen. — V. 21—24. *Somnum reducent* bezieht D., wie es beim ersten Anblick wohl beinahe jeder verstehen wird, auf ein wirkliches Zurückführen des durch das Schuldbewusstsein verscheuchten Schlummers, und ähnlich verstanden von Cruquius an (‚*restituent, quem metus ademit*‘) die meisten Erklärer, so Orelli, Schütz, Rosenberg. Anders Nauck; er will unterscheiden zwischen *adducere somnum*, ‚*Schlummer bringen*‘, und *reducere somnum*, ‚*den Schlummer bringen*, auf den jeder einen natürlichen Anspruch hat‘, und vergleicht II, 10, 15. 16 *informis hiemes reducit Juppiter*, wo *re-* besage ‚*zu seiner Zeit*‘, und I, 9, 20, wo in *repetere*

die Silbe *re* ‚wie es sich schickt‘ (aufsuchen) bedeute. Auch Düntzer übersetzt *reducent* ‚werden herbeiführen‘ und weist ebenfalls hin auf *hiemes reducit J.*, ohne indes dort eine Erklärung zu geben. Ähnlich wie Nauck deutet Kiessling auf den Schlaf, ‚der sich nach dem Tagewerk gebührt.‘ Allein die erstere Erklärung drängt sich fast auf, und die Stelle, auf die Küster treffend verweist, c. II, 15. 16: ‚*Nec levis somnos timor aut cupido Sordidus aufert*‘ giebt eine starke Grundlage: *somnus timore aut cupidine ablatas non reducitur*. Denn dies verhindern *curae* ‚laqueata circum tecta volantes‘ (l. c. v. 12. 13), ob auch die in den künstlichen Gärten gefangen gehaltenen Vögel durch mannigfaltige Weisen (vgl. die oben bezeichnete Stelle des Namatianus) sich darum bemühen. Die folgenden Worte *Somnus — fastidit* werden von Nauck so konstruiert: ‚*lenis somnus non fastidit humilis dom. agr. vir.*‘ und er versichert, dass der Sinn es nicht anders gestatte; aber seine Gründe sind wenig überzeugend, und dass es gegen die Wortstellung ist, gesteht er selbst zu. Nun giebt es zwar bei Horaz starke Beispiele der *traiectio*: das stärkste wäre c. III, 15, 1. 2: ‚*Phoebus volentem proelia me loqui Victas et urbis increpuit lyra*‘, wenn es als solches feststände; auch hier, wie oft, im Gegensatze zu D. verbindet Nauck *lyra* mit *loqui*, während D. an der natürlicheren Verbindung mit *increpuit* festhält. Aber ohne Gewaltthat lässt sich an unserer Stelle das Subjekt von dem Genetiv nicht trennen, und überdies entspricht die Stellung ganz der Gewohnheit des Dichters. Ausführlich handelt über diese D. Quaest. Hor. p. 16—18 und 133—141 (zu III, 1, 21. 22 insbesondere p. 140—1). Rosenberg sagt ausdrücklich: ‚*agr. vir.* kann der Wortstellung wegen nur zu *somnus len.* gehören.‘ Schon Pseudo-Acron lehrte die gleiche Ordnung der Worte, worauf mit D. ihm zustimmend auch Kiessling verweist. Und Schütz hebt mit Recht hervor: ‚nicht „es schläft sich sanft im (niedrigen) Hause des Landmannes;“ denn ein Dionysius würde auch da nicht sanft schlafen.‘ Am richtigsten Orelli, der früher wie Nauck verband, später aber eine Konstruktion *ἀπὸ κοινοῦ* angenommen hat: *somnus lenis agrestium virorum non fastidit virorum agrestium (eorum) humilis domos*, und nach der Fassung der Note will es auch D. so verstanden wissen. Mir scheint, diese Auffassung ist unzweifelhaft, und verwunderlich bedünkt es mich, dass so tüchtige Erklärer — neben N. unter andern auch Ritter und Düntzer — an der Verschiebung der natürlichen Verbindung festhielten. Vielleicht liesse sich auch noch ein anderer Vorschlag hören: wie wäre es, wenn man hinter *virorum* ein Komma setzte und *Somnus* als Person fasste? Zum letzteren vergleiche, was Cruquius a. h. l. aus Ovid anzieht: *Somme quies rerum, placidissime Somne deorum, Pax animi, quem cura fugit*; auch *reducent* würde nicht übel dazu passen. Der Sinn wäre nun im Zusammenhange: Der Schlafgott, der linde, (der sich zu dem habgierigen Reichen, den er gemieden, nicht zurückführen lässt) gehört dagegen an, giebt sich zu eigen den Landleuten; nicht verschmäht er die niederen Wohnungen, in denen, und das schattige Ufer, auf dem sie ihn erwarten, besucht sie auch gerne in einem von Zephyrn durchsäuselten Tempe. Vgl. Fritsch (Des Q. Horatius Flaccus lyrische Gedichte) p. 44: ‚Der Schlummergott kehrt, ohne die Schmeichelei'n, In schlichten Landvolks niedrige Häuser ein. Liebt Uferschattung und der milden Zephyre Zug in den Thalgefiliden.‘ — Zur Sache konnten natürlich aus Horaz und von anderswo viele Zeugnisse herbeigebracht werden. (Vgl. die Citate bei Orelli und Küster.) Wie der Zeit nach, so ist auch im Tone die Behandlung des Themas verschieden, von dem höheren der philosophischen Betrachtung bis zur gemüthlichen Darstellung Johannis des muntern Seifensieders. (Während L. Müller *virorum* für überflüssig ansieht, wie *orbis* bei *ultimos Britannos* c. I, 35, 29. 30, legt Küster, was auch recht annehmlich klingt, gerade grossen Nachdruck auf das Wort: es sei die Rede von bürgerlichen, aber innerlich tüchtigen Männern, nach Art jenes von H. sat. II als Lehrer der Lebensweisheit vorgeführten Ofellus, eines Mannes ‚von gesundem und derbem Verstande‘, wie E. Vogt ‚*crassa Minerva*‘ trefflich wiedergiebt. Dreizehn Satiren des Horaz, herausg. von F. van Hoff, p. 68. — D. bewahrt die Schreibweise *tempe*; Kiessling, der wie L. Müller, Vahlen, Rosenberg geradezu *tempe* schreibt, weist neben dem sonstigen appellativen Gebrauch bei römischen Dichtern auf die Glosse des Hesychios hin: *τέμπη: τὰ σύνδεσθρα χωρία*. Es ist also ein *tempe* (Nauck), wie wir ein Paradies sagen

(nur dass hier eigentlich eine doppelte Änderung des Gebrauchs vorliegt: zuerst Gattungsname, dann Eigenname und dieser durch den unbestimmten Artikel in den Gattungsnamen zurückverwandelt). Die Erklärung ist überall die gleiche nach dem Vorgange Pseudo-Acrons: ‚Tempe i. e. loca nemorosa et amoena ruris‘. — V. 25. Zu den Worten ‚Desiderantem quod satis est‘ ist ausser den von D. aus H. angezogenen Stellen (namentlich c. III, 16, 22 [nicht erst 42] ff., wo das Wesen des in Selbstbeschränkung Glücklichen ausführlich geschildert wird, und ep. I, 2, 46, wo der Ausdruck ‚quod satis est‘ wiederkehrt) mit Ritter noch ep. II, 2, 52 ‚quod non desit habentem‘ zu vergleichen und mit Küster noch besonders der Schluss von c. III, 16: ‚bene est cui deus obtulit Parca quod satis est mann‘; dazu aus Orellis Note vorzüglich die schöne Sentenz des Publ. Syrus: ‚Quod volt habet, qui velle quod satis est potest‘, die erinnert an unser: wer will, was er soll, kann alles, was er will. — V. 26. Eine kurze Bemerkung zu ‚(neque) Tumultuosum sollicitat mare‘ wäre am Platze gewesen. Nauck und Orelli vergleichen das zunächst verwandte ‚Neque horret iratum mare‘ Ep. 2, 6, Kiessling die Ausführung des Gedankens c. III, 29, 57 ff.; andere Stellen bei Küster. Das Meer beunruhigt den Genügsamen nicht, weil er weder selbst auf dem Meere fährt, noch Schiffe von ihm dort verkehren (Ritter).

V. 30—32. Ist hier eine andere Pflanzung bezeichnet, oder handelt es sich auch hier noch um den Weinberg? Das letztere nimmt Ritter an, der zu I, 18, 1 ‚Nullam, Vare, sacra vite prius severis arborem‘ zeigt, dass im alten römischen Rechte der Weinstock für einen Baum galt, wie auch Plinius diesen Gebrauch der Alten bestätigt. D.s Ausdruck ‚Incerta fides agrorum,‘ wobei ihm wohl das von andern citierte ‚segetis certa fides meae‘ (c. III, 16, 30) vorschwebt, scheint zu bezeugen, dass auch er, wie die übrigen Erklärer, an sonstige Pflanzungen denkt, ‚und zwar wird zunächst an eine Olivenpflanzung gedacht‘, bemerkt Düntzer und verweist neben ep. I, 8, 45 ‚haud quia grando Contuderit vitis oleamve momorderit aestus‘ auf ep. I, 16, 12, wo auch die Ölbeere als Ertragnis des fundus erscheint. Zur Sache ist die interessante Ausführung Küsters über Ölbaumpflanzungen in Italien zu c. II, 6, 16 zu vergleichen. (Bei Tivoli, wo im Alter zu ruhen H. in jenem traulich-wehmütigen Liede sich wünscht, sah ich ansehnliche Pflanzungen.) Die Personificierung, die in mendax und culpante liegt, ist sehr häufig. D. und andere Erklärer vergleichen bei H. selbst ‚spem mentita seges‘, (ep. I, 7, 87); Rosenberg betont aber mit Recht: ‚mendax ist einer, der zu lügen gewohnt ist,‘ wozu auch, wie D. hervorhebt, die Anaphora der Partikel nunc stammt: der Baum hat fast immer eine Entschuldigung. Und in der That, wie froh wären unsere Weinbauern an Mosel und Rhein, wenn ihre Reben sich weniger an lügenhafte Verheissungen gewöhnt hätten! Von besonderem Interesse sind von sonstigen Nachweisen verwandten Gebrauchs die von Orelli aus der h. Schrift angezogenen Stellen, wo es ganz ähnlich heisst: ‚vinum mentietur eis‘ (Osea 9, 2) und ‚mentietur opus olivae‘ (Habac. 3, 17). Zu sidera bemerkt Düntzer, dass die Ölbäume nach dem Aufgange des Hundssterns oft vom Sonnenstiche (sideratio, ἀστροβλησία) getroffen werden. Vgl. Orelli a. h. I. — ‚iniquas‘ übersetzt Rosenberg durch ‚garstige‘, während Schütz glaubt, der Winter werde unbillig genannt, weil er den Bäumen das Wachstum versage. Wohl am richtigsten möchte man iniquas hiemes durch feindliche Winter wiedergeben. Die Bedeutung ist häufig bei H. sowohl als den andern Dichtern und Prosaikern der Zeit: sagt doch Cicero sogar iniqui mei, meine Feinde. Vgl. für H. c. I, 2, 47 neve te nostris vitiis iniquum, I, 10, 15 iniqua Troiae castra, II, 6, 9 Unde si Parcae prohibent iniquae. — V. 33. 34. Über die hier vorliegende starke Steigerung des summovere litora maris (c. I, 18, 20. 21) hätte gegenüber den Anfeindungen so namhafter Kritiker, wie Peerlkamp und Meineke, D. ein Wort verlieren dürfen. Auf den ersten Anblick sollte man allerdings geneigt sein, in den Worten eine der von Teuffel getadelten Masslosigkeiten zu sehen. Dem holländischen Gelehrten ist es ein κακόζηλον; er findet, niemand könne so etwas im Ernste von den stummen Fischen, wie H. selbst sie nenne, sagen; es sei lächerlich. Meineke erklärt, P. sei hierin nie gründlich widerlegt worden. Er behauptet, der Ausdruck sei absurd, und verwirft nach P.s Vorgange und unter Zustimmung Linkers diese Strophe, womit denn auch die andere fallen muss wegen des

Hinübergreifens von *fastidiosus*. Was das letztere betrifft, so versichert M. zwar: *„nec minus inepta hoc loco domini terrae fastidiosi memoria“*, allein er weist die Ungereimtheit nicht näher nach, und mir scheint, wäre die letztere Strophe mit der vorhergehenden nicht so eng verbunden, so würde sie deren Schicksal nicht geteilt haben. Hören wir nun andere Stimmen zu diesem ‚absurde dictum‘. Um mit Pseudo-Acron zu beginnen, so erntet H. von diesem sogar ein Lob: Passend habe der Dichter, sagt er, von Fischen, nicht von Meerungeheuern geredet, um so die Vorstellung vom Kleinerwerden des verengten („angustiati“) Meeres zu erhöhen, welches so kleine Wesen verspürten. Düntzer findet ganz im Einklange damit: ‚Die starke Übertreibung ist sehr bezeichnend.‘ Und selbst ein so strenger Censor wie Lehms meint dem Bedenken Meinekes gegenüber, es sei nicht so auffallend, wenn H., indem er von jenen Seebauten als einer Ungeheuerlichkeit zu sprechen denkt, sich dieses Ausdrucks bediene. Zu dessen Stützung weist er auf ep. I, 1, 83, wo der Dichter See und Meer den Eifer des Bauherrn fühlen lässt, und darauf, dass er ja in unserm Gedichte so eben erst den Baum beschuldigende Reden führen liess (Vorr. zu Hor. p. XCIV). Auch Orelli findet eine *ὑπερβολή* *minime reprehendenda* und vergleicht eine Stelle Tibulls, wonach die Fische infolge der ins Meer vorgebauten Dämme sich sicherer fühlen vor des Winters Dräuen. Kiessling bemerkt treffend, der Dichter wolle die Naturwidrigkeit hervorheben, ‚dass der Mensch da sich ansiedelt, wo vordem Fische sich tummelten‘; ähnlich Plüss (p. 194): ‚der Zug von den Fischen, die ihr Naturelement gewaltsam verengt spüren, ist für das Widernatürliche charakteristisch.‘ Vielleicht hat auch Küster nicht Unrecht, wenn er eine ‚humoristische Übertreibung‘ zu erkennen glaubt. Nach allem dem wird es nicht nötig sein, zu den eckigen Klammern seine Zuflucht zu nehmen, noch auch zu einer etwas willkürlichen Milderung, wie sie Ritter und neuerdings Rosenberg den Worten angedeihen lassen. Beide glauben, es handle sich um durch Dämme vom freien Meere abgeschlossene Becken, wo man Seefische halten mochte, also einen ähnlichen Zweck verfolgte, wie bei jenen weiter als der Lucriner-See ausgedehnten Teichen (c. II, 15, 2—4). Die an ungehemmte Meerfahrt gewohnten Butten und Muränen stiessen nun wohl mit den Köpfen an die Umdämmung und mochten nach so empfindlichem Spüren der Verengung die Klagen austauschen, von denen Peerkamp spottend redet. Der vielumkämpften Hyperbel wird so allerdings ein gutes Stück ihrer Stärke, aber auch alles genommen, was sie etwa an poetischer Schönheit besitzt. Sie ist nun schwächer und nicht dichterischer als das von Nauck verglichene *„Caementis licet occupes Tyrrenum omne tuis et mare Apulicum“* (ob man so liest oder *„Terrenum — publicum“*, bleibt sich für die Stärke des Ausdrucks ziemlich gleich). Nicht ohne Interesse ist es endlich auch, wie Cruquius sich die Stelle zurechtlegte. Durch die Prachtbauten, denkt er sich, sind die Uferhöhlen und Felsgrotten zerstört worden, worin die Fische gern hausten, und das erregt diesen Missbehagen. So ergibt sich für Cruquius ein *„pathos perelegans.“* Wenn nun dagegen wieder Gruppe (Minos p. 375) urteilt, dass der Ausdruck wenigstens ‚geschmacklos‘ sei, so möchte man freilich ausrufen: *„Quam diversa sunt hominum palata!“* — V. 34—40 *huc frequens — Cura*. Diese Stelle ist von D. im ganzen in treffender Weise erläutert worden. Doch dürfte *frequens* mit Kiessling und Plüss etwas prägnanter gefasst werden; es ist wohl nicht einfach = *frequenter* — so fasst es neben andern Erklärern Lehms und findet dann, wie Plüss sagt, ganz natürlich seinen eigenen Ausdruck *prosaisch*; was er aber dafür vorschlägt: ‚*vehens*‘ oder ‚*ferens*‘, ist äusserst matt — es ist vielmehr soviel als ‚*unablässig, rastlos*‘. (So schon Cruquius: ‚*Sedulus*‘ und sein ‚*Commentator*‘: ‚*Assiduus*‘.) Mit Recht bezieht aber Küster *frequens* zugleich auf den ruhelosen Bauherrn, dem es zu lange dauert, bis er von dem Lande sich trennen kann. Anders Nauck, der *frequens* mit *cum famulis* verbindet; dies laufe auf dasselbe hinaus wie *frequens famulis = famulorum frequentia stipatus*. (In diesem Sinne übersetzt Rosenberg, der die Worte ebenso verbindet: ‚mit der Rotte der Diener;‘ dagegen Fritsch, übereinstimmend mit der ersteren Deutung: ‚So senkt mit Bauvogt und Gesellen Block er auf Block in die salz’gen Wellen.‘) Für einen solchen Gebrauch von *cum* führt N. besonders treffend an das ovidische *„Caesariem, cum qua terram, mare, sidera movit“* (met. I, 180): mit

und durch Jupiters Bewegung bewegt sich das All. Aber an unserer Stelle widerspricht die Entfernung der Worte von einander. Ob bei caementa an grosse Bausteine zu denken ist, wie mit D. Kiessling, wie früher Ritter, annimmt, oder, wie Orelli und Düntzer erklären, zerkleinerte, mit Mörtel vermischte Steine, die zwischen später fortzunehmende Wände gefüllt werden, wird sich schwerlich mit Sicherheit entscheiden lassen — auch Ps.-Acrons Worte sind dafür nicht bestimmt genug — doch ist die erstere Bedeutung wahrscheinlicher. Wohin steigt nun aber der v. 38 genannte dominus? Auf den unmittelbar vorher erwähnten Bau? Aber der, wendet Peerlkamp ein, ist ja nicht fertig; nur die Grundmauern sind gebaut: auf diese also steigt der Herr. Aber abgesehen davon, dass man einer gewöhnlichen Phantasie, geschweige denn der eines P., wohl zumuten dürfte, die Vollendung des Bauwerks hinzuzudenken, es braucht ja dominus in v. 36 nicht gerade derselbe zu sein, wie der in v. 38; und wenn es doch der nämliche Mann ist, so haben ihn eben Sorge und Angst nicht warten lassen, bis er einziehen konnte in seine Seeburg, sondern ihn auf seinen Schnellsegler getrieben oder auf seinen raschen Renner. Vgl. auch hier die von Küster zu c. II, 16, 21 ff. angezogene Stelle ep. I, 11, 29. 30 ‚navibus atque Quadrigis petimus bene vivere‘. (Bürger: ‚Knapp, sattle mir mein Dänenross, Dass ich mir Ruh' erreite!‘) Übrigens könnte man in jedem Falle das zweite dominus in der Übersetzung mit dem Pronomen begleiten: jene schlimmen Begleiter steigen ein und auf mit ‚ihrem‘ Herrn: sie gehören so zu seinem Gesinde, wie zu König Karls Paladinen der ‚schlimme Ganelon‘. Vgl. Ovid met. XI, 148—9: nocituraque, ut ante, Rursus erant domino stolidae praecordia mentis; desgleichen met. XII, 137—8: meaque hac facundia . . . , Quae nunc pro domino, pro vobis saepe locuta est. Es sind die gegenständlich gewordenen miseri tumultus mentis (c. II, 16, 10. 11), die kein Schatz und kein LiCTOR vertreibt. Wenn D., wie die meisten grösseren Commentare, die durch den Ausdruck so nahe stehenden Verse (c. II, 16, 21. 22) ‚Scandit aeratas vitiosa navis Cura nec turmas equitum relinquit‘ zur Vergleichung heranzieht, so ist die Strophe vielleicht nicht mit Unrecht von Lehms und Kiessling verdächtigt worden: sie erscheine als eine ungeschickte Nachahmung unserer Stelle. (Schütz, der sie verteidigt, durfte sich auf Gruppe als Schutzzeugen nicht berufen, der im ‚Aeacus‘ mit Fug die verschiedene bildliche Verwendung von cura in demselben Gedichte — vgl. Str. 3 mit Str. 6 — unpassend findet, deshalb aber nicht die sechste, sondern die dritte Strophe ausscheidet und zuletzt zu der Überzeugung von der Unechtheit der ganzen Ode durchdringt.) Den Einwand P.s, dass das Kriegsschiff und der Reiter nicht zu einander passen, beantwortet D., ohne jenen zu nennen, in treffender Weise: aerata triremis brauche keine navis longa zu bedeuten — Ritter freilich nimmt eine solche an, während andere auf ‚priva triremis‘ ep. I, 93 verweisen — sondern es werde durch aerata nur der Begriff der Hartnäckigkeit und Stärke der Cura erhöht. Orelli citiert das Lucrezische ‚curae sequaces,‘ wozu das von Kiessling angeführte ‚(cura) comes atra premit sequiturque fugacem‘ (ep. II, 7, 115) wegen der einander entsprechenden Adjectivformen gut passt. (In der Erörterung der Frage nach der Bedeutung von Timor, Minae, Cura thut Plüss des scharfsinnigen Betrachtens wohl etwas zuviel; doch ist es, wie anderswo, lohnend, seinem liebevollen und tiefen Eingehen in des Dichters Gedanken zu folgen.) — Das Bild der hinter dem Reiter hockenden schwarzen Sorge ist eine der beliebtesten horazischen Vorstellungen geworden, wie für die Niederlande H. Peerlkamp selbst eingesteht. Wohl sich erinnernd, dass auch Apollo nicht immer den Bogen spannt, legt er das kritische Messer, womit er diese Oden zerschnitten hat, einen Augenblick zur Seite, um mit Behagen zu erzählen, wie der holländische Philologe Wyttenbach beim Studium durch einen ‚susurrus‘ veranlasst wird, hinter sich zu schauen, wo er denn eine schwarze Katze erblickt und, da er vor kurzem zum Ritter der Ehrenlegion ernannt war, scherzend ausruft: ‚Post equitem sedet atra cura!‘ Wenn doch einmal ein Scherz gestattet ist, könnte man sich auch vorstellen, der Ritter Maecenas, von dem Dichter aufgefordert, die sorgendunkle Stirne aufzuhellen, habe diesem mit schalkhaftem Drohen erwidert: hast du nicht selbst mit dem Finger auf mich gedeutet, mich nicht selbst gemahnt, hinter deinem teuern Ritter sitze die nimmer von ihm weichende Sorge? (Zu den Parallel-

stellen zu *atra cura* ist die oben erwähnte ep. II, 7, 115 zu ergänzen.) — V. 41—48. Gegenüber der Bezeichnung von *Quodsi* als prosaisch durch Teuffel wäre eine Bemerkung über die Berechtigung der Partikel an dieser Stelle wohl angezeigt. Sie passt zu dem syllogistisch gehaltenen Schlusse (Plüss p. 195. Vgl. Gebhard Gedankengang horaz. Oden p. 37. 38), entspricht ‚dem lehrhaften Ton der Betrachtung‘ (Kiessling). Vgl. die Ausführungen Küsters über die Grenzen des lyrischen Ausdrucks und deren jeweilige bewusste Überschreitung. — Zu der harten Verbindung ‚*purpurarum sidere clarior usus*‘ (Orelli ‚*audacius dictum*‘; Ritter ‚*hyperbato paulum licentiore*‘) vergleicht D. c. III, 61. 62 ‚*Troiae renascens alite lugubri Fortuna*‘, ferner Ep. 10, 6 ‚*Graia victorum manus*‘ und 14 ‚*In impiam Aiacis ratem*‘, aber wenigstens die zweite dieser Stellen zeigt geringere Kühnheit: es ist ‚die griechische Siegermannschaft‘; dagegen ‚das frevelhafte Ajaxschiff‘ wäre schon kühner. Passend zieht Orelli an Verg. ge. 2, 466: ‚*Nec casia liquidi corrumpitur usus olivi*‘: man könnte die letzten Worte durch ‚Ölgenuss wiedergeben, wie Nauck unsere Stelle durch ‚Purpurtrachten‘ erklärt. Bemerkenswert ist aber die Glosse Porphyrios: ‚*Non enim omnem purpuram sidere clariorem intellegi vult*‘. Es wäre also eine solche, eine so glänzende Purpurtracht, die die Sterne überstrahlt. (Ähnlich drücken wir uns aus, wenn wir sagen: eine schöne, prächtige Mode.) Zur Konstruktion vergleicht Ritter noch c. III, 20, 7. 8 ‚*Grande certamen tibi praeda cedat Maior an illi*‘. Aber das ist ein *locus conclamatissimus*, und wenn *maior an illa*, wie R. sagt, prosaisch klingt, so klingt es auch ungleich klarer, als das von den meisten Herausgebern, jetzt auch Schütz, aufgegebene, von Keller (in den *Epilegomena*) preisgegebene *illi*. Passend aber verweist L. Müller noch auf c. I, 29, 5. 6 ‚*quae tibi virginum Sponso necato barbara serviet*‘? Bentleys *Conjectur Achaemeniumve* (v. 44) mit Gründen zurückzuweisen, fühlte sich D. wohl nur durch die Rücksicht auf den grossen Briten veranlasst: so sehr entbehrt sie selbst des Scheines der Berechtigung. ‚*Vina enim et unguenta in comissionibus semper erant coniuncta*‘. D. An den Stellen, auf die sich Bentley hier bezieht, ist eine so innige Verbindung keineswegs vorhanden. Zur Sache giebt D. alles Notwendige; wer mehr wünscht, dem bietet Orellis ‚*Excursus*‘ zu v. 44 reichlichen Stoff. Welchen Wert die Römer auf die unguenta legten, darüber vgl. Küster zu c. II, 3, 13. Wie die folgenden Worte zu verbinden sind, wird von D. nicht erörtert. Ritter lässt beide Ablative von *moliar* abhängen, und so verband auch Porphyrio; es giebt einen klaren Sinn, aber die Konstruktion ist wohl eher gut horatianisch, wenn wir mit Nauck, der Ovid. met. II, 1 ‚*Regia solis erat sublimibus alta columnis*‘ vergleicht, vielmehr beide mit *sublime* verbinden: ‚einen mit neiderregenden Pfosten‘ (wie jene, welche bei Verg. ge. II, 463 die Landleute wegen ihres Schildpattschmuckes anstaunen) ‚und in modernem Baustil sich erhebenden Säulensaal‘. Mit Kiessling zu dem ersten Ablativ aus *sublime* ein allgemeineres *insigne* ergänzend zu gewinnen, wird damit unnötig. Ritter bezieht die Stelle auf einen damals (727) der Vollendung nahen Hausbau des Dichters auf dem *Esquilinus*, worauf auch c. 11, 18, 1. 2 ‚*Non ebur neque aureum*‘ ff. zu beziehen sei, so wie sat. II, 3, 308: ‚*Aedificas, hoc est longos imitaris*‘. (Zur Wortverbindung kann auch noch auf die der ovidischen Stelle ganz ähnliche vergilische verwiesen werden: ‚*Si non ingentem foribus domus alta superbis*‘ ge. II, 461.) Zu der, wie Orelli sich ausdrückt, dem Geiste der neueren Sprachen widerstrebenden Konstruktion ‚*Cur valle permutem Sabina Divitias operosiores*‘, wo wir die *Casus* umtauschen möchten, weist D. auf c. I, 17, 1. 2 hin. Die Verweisung ist ungenau: die Stellen sind gesammelt zu der schwierigsten, c. II, 16, 18. 19: ‚*Quid terras alio calentes Sole mutamus*‘? (Auch Ritter verzeichnet die Stellen. Vergleichen wir beide Verzeichnisse, so vermessen wir bei D., angeführt von R., I, 34, 12—14 ‚*Valet ima summis Mutare et insigne attenuat deus, Obscura promens*‘; allein diese Stelle enthält vielleicht die uns geläufige Konstruktion, wofür die Rücksicht auf den in der griechischen und römischen Kunstdichtung so beliebten Chiasmus spricht; ferner vermessen wir bei R., angeführt von D., II, 12, 22. 23 und ep. I, 7, 35. 36, aber die letztere dieser beiden Stellen ist von D. irrtümlich aufgenommen.) Es ergiebt sich, dass Bentley richtig sagt, dass die Konstruktion unserer Stelle bei Horaz die gewöhnliche ist. Mit gleichem

Rechte bemerkt er demnach auch, dass man in demselben Sinne sage ‚mutavit patriam exilio‘ und ‚mutavit exilium patria.‘ Was nun aber jene Stelle in c. II, 16 besonders schwierig macht, ist das nach der gewöhnlichen Auffassung der Worte anzunehmende Fehlen des einen Tauschgegenstandes, da der Ablativ alio sole einen solchen nicht darstellen, sondern von calentes abhängig sein soll. Peerlkamp bringt nun zwar in seiner Besprechung, die ihn zu einem andern Ergebnisse führt, als Bentley, auch die Fügung vor, dass alio sole in der That diesen vermissten Tauschgegenstand darstelle, wonach zu übersetzen wäre: ‚warum vertauschen wir die warmen (unsere) Länder mit einer andern (kälteren) Sonne.‘ Er fährt diese Auslegung aber nur an, um sie zu verwerfen, obwohl er sie ‚elegans‘ nennt und der Ansicht ist, die vulgata lectio lasse sie nicht nur zu, sondern empfehle sie. Warum verwirft er sie denn aber? Sie sei dem Sinne der ganzen Stelle nicht entsprechend. Ich gestehe, dass mir das nicht so recht einleuchtet. Giebt es nicht einen ganz guten Sinn, wenn wir den Dichter fragen lassen: ‚was zielen wir doch, wir grossen Helden mit dem kurzen Leben, auf so vieles? warum verlassen wir unsere milde Heimat und ziehen in den rauhen Norden? Verbanne dich nur aus dem Vaterlande, dich selbst musst du doch mitnehmen!‘ (‚Tecum fugis‘ Seneca, von Orelli verglichen.) Der Dichter mochte an die Züge an den Rhein denken, ja an den Zug nach Britannien, den um diese Zeit der Caesar plante, nicht ohne dass H. dadurch eine ‚cura non levis‘ bereitet wurde. (c. I, 35, 29. 30 ‚Serves iturum Caesarem in ultimos Orbis Britannos.‘) Und was die Stellung anbetrifft, so wäre es kaum die kühnste traiectio, die der Dichter sich so gestattet hätte. Wer nun aber diese Auffassung, bei der ihm vielleicht die Emphase von calentes nicht behagt, nicht zulässt, für den bleibt die Wahl zwischen drei Erklärungen; entweder: ‚was wechseln wir (beständig) den Aufenthalt unter anderer Sonne?‘ — oder mit veränderter Interpunction: sole mutamus patria? Quis): ‚warum tauschen wir Länder, die eine andere Sonne bescheint, gegen unser Vaterland ein?‘ — oder einfach: ‚warum tauschen wir uns Länder ein, wo eine andere Sonne scheint (wo denn patria zu mutamus in Gedanken ergänzt wird). Die erste dieser Auffassungen lehnen Peerlkamp und Orelli mit Recht ab, letzterer trotz einer von ihm citierten Betrachtung Senecas über eben solches unstätes Wandern: mutamus bekäme eine an unserer Stelle unzulässige Kraft. Der Trennung von patriae (nunmehr patria) von ‚quis exsul‘ treten in anderer Paarung Bentley und Orelli entgegen, weil die Antithese ‚patriae — se‘ und auch der Vers darunter leidet. So bleibt nur die letzte von Bentley verteidigte und von Orelli angenommene Auffassung übrig, die denn auch sonst in den Commentaren die herrschende geworden ist. Doch wird sie zumeist etwas kurz behandelt (ausser von Orelli), und es gewährt andererseits Interesse, dem Kampfe des britischen und des niederländischen Kritikers um diese Stelle zu folgen. — Über Bentleys Conjectur onerosiores wird von D. mit Recht hinweggegangen, da jener selbst auf die Änderung keinen besonderen Wert legt. Wie Porphyrio las, lässt sich aus seinen Worten nicht mit Sicherheit schliessen. Küster erklärt das Wort, bei welchem doch wohl nicht mit Kiessling an opus, sondern an opera zu denken ist, passend: (mühsalsvoll) ‚nach Erwerb, Verwaltung und Vollendung‘ und vergleicht die opes sollicitae (sat. II, 6, 79), die der Unkundige preist. Um den ‚schönen Tonfall‘ von onerosiores zur Geltung zu bringen, übersetzt Rosenberg ‚und Mühen in Hülle und Fülle‘ (also ἐν δὲ δούσῳ?), und im Einklange damit findet Düntzer ‚in dem scharf hervortretenden Worte den Schwerpunkt des Gedichtes, wie allerdings ja auch die ganze Schwere von c. III, 6 auf dem Schlusswort des Liedes und des Cyclus ‚vitiosiorum‘ ruht. Dass hier eine persönliche Beziehung des Dichters zum Caesar gestreift sei, dass er dabei an die von diesem angebotene, aber von ihm abgelehnte Stellung als Geheimschreiber gedacht habe, wie Rosenberg als möglich hinstellt, ist so unwahrscheinlich nicht. Zwischen den Zeilen hätte er sich so dem Herrscher gegenüber durch strengen Schluss gerechtfertigt, dass er nicht von der ‚parasitica mensa‘ des Maecenas zur ‚königlichen‘ Tafel (‚ad hanc regiam‘ Suet. in Vita) hatte kommen, nicht der ‚convictor‘ des Gebieters hatte sein wollen, worin dieser ja eine gewisse ὑπερφροσύνη fand. Wir fänden dadurch neben jener oben erwähnten, von Plüss vorgebrachten eine zweite Erklärung für die der Einleitung gegenüber etwas auffällige, persönliche Wendung des Schlusses.

**C. III, 2. Seid tapfer, eitler Ehrsucht baar; pflegt fromme Treu!** Die Frage nach Inhalt und Zweck dieses Gedichtes hat den Scharfsinn mancher Erklärer vielleicht etwas zu sehr in Anspruch genommen. Hält man daran fest, dass in diesen Römeroden die echten Römertugenden empfohlen und die Empfehlungen durch die Zugkraft von Beispielen verstärkt werden sollen, so zerfällt manche Schwierigkeit, die allzu feinfühlig Hände gefunden haben. D. scheint mir in der Einleitung ganz das Richtige getroffen zu haben. Das empfängliche Herz der Jugend soll vorbereitet werden für Liebe und Pflege dreier Tugenden, die den Jüngling, der ein echter Römer werden will, dann diesen selbst schmücken: Tapferkeit im Dienste des Vaterlandes, bürgerliche Tüchtigkeit, gottesfürchtige Treue. Die Verbindung mit dem vorigen Liede, von dem es, wie D. hervorhebt, eben so wenig, wie c. III, 3 von 2, durch einen besonderen Eingang getrennt ist, möchte ich so fassen: Diese Genügsamkeit nun lieb zu gewinnen (wie die Helden der Samniterkriege epirotisches und italiches Gold mit Freuden verschmähten), was die Grundlage von allem Guten ist, soll der Jüngling lernen im ernstesten Kriegsdienst, wo er den Feinden ein Schrecken wird, nicht ein Schrecken ihm der Tod. Dann wird er auch seinerzeit ein ausgezeichneter Bürger ohne Furcht und Tadel sein, Treue auch übend in Bewahrung geheiligter Geheimnisse (und in allen andern Verhältnissen). Vgl. Küster. Und so ist Naucks Überschrift ‚ein Mann‘ wohl gerechtfertigt. (Ähnlich W. Gebhardi: ‚Mannhaftigkeit‘.) Man möchte an Tugend in dieser dreifachen Entfaltung denken, wie sie in seinem Jünglings-, Mannes- und Greisenalter unsern Moltke schmückte. — So angeschaut, erscheint die Ode hinreichend gerechtfertigt gegen Düntzers Vorwurf, dass man ‚lebendige dichterische Einheit‘ in ihr durchaus vermisst. (So schreibt Düntzer in seiner Ausgabe, während er früher in ‚Krit. u. Erkl. d. O. d. H.‘ p. 156—7 ‚des hart bedrängten Gedichtes‘ sich wohlwollend annahm, und zwar in ähnlicher Weise, wie im Vorstehenden geschehen ist.) Man hat also nicht einmal nötig, mit Schütz auf eine Bemerkung Lambins über die Abschweifungen begeisterter Dichter (wie deren in c. I, 3 und 7, sowie II, 13 zu schauen seien) zu verweisen oder auf Horaz anzuwenden, was Sch. gewiss treffend von Pindar sagt: man müsse ihm vieles rauben, ‚wenn man ihn in das Prokrustesbett des sogenannten inneren Zusammenhanges spannen wollte‘. — In gedankenlosem Taumel sind die Überschriften einiger Handschriften zu stande gekommen: ‚Ad amicos‘, oder die des Zusatzes wegen interessante: ‚Ad amicos paraenetice tricolos‘. Die Verfasser fassten, wie Cruquius ausführt, amice (v. 1) als Vocativ, und da sie keinen einzelnen ‚Freund‘ genannt fanden, zogen sie es vor, ‚amici‘ zu schreiben, und die Überschrift war fix und fertig. So gelangte man, wie oben erwähnt, zu dem Titel ‚Ad indoctos‘ für c. III, 1, und v. 37 in c. III, 4 (Quid debeas, o Roma, Neronibus) musste gar dem Überschriftenjäger zu dem erbaulichen ‚Ad urbem Romam‘ verhelfen. Vgl. über die Entstehung der inscriptiones L. Müller Prolegomena p. XVIII. XVIII.

V. 1—3 Angustam—Condiscat. Zu Angustam vergleicht D. passend ‚Contracto . . . cupidine‘ c. III, 16, 39. Es ist beschränkte, zugleich sich selbst beschränkende Armut, wie nach Küster (res) angustae in c. II, 10, 21 eng und beengend bedeutet. (Den Gegensatz bieten nach demselben divitiae amplae in sat. II, 2, 101 und v. 113 der ‚weiterer‘ Gebrauch der Güter.) So ist das ‚enge‘ Gespräch in Schillers ‚Spaziergang‘ v. 10 zugleich ein beengendes. Vgl. auch Nauck a. h. l. Insofern aber der ärmlich Lebende sich selbst beschränkt, ist auch die Befreundung schon eingetreten, die das so sehr bezeichnende amice ausdrückt. Wenn Rosenberg im Einklang mit Plüss (p. 200) eine Art Oxymoron findet, so ist das gewiss richtig (vgl. Brentanos eigentümliche Zusammenstellung: ‚Lieb‘, ‚Leid und Zeit und Ewigkeit‘); aber durch die Erklärung ‚aequo animo pati‘ stumpft er dies Oxymoron ab. Das Wort bedeutet mehr als ein Leiden mit Gleichmut; es liegt auch mehr darin, als in dem von Bentley angezogenen ‚Duramque callet pauperiem pati‘ (c. III, 9, 49). Nauck vergleicht das homerische φίλος in Agamemnons Strafrede an Mnestheus und Odysseus: sie könnten’s jetzt mit gutem Behagen sehen, wenn andere es ihnen zuvorthäten. Doch ist auch das wohl noch schwächer: gerade die von Orelli, der sonst passend die griechische Phrase ἀγαπητῶς φέρειν heranzieht, als zu weit

gehend bezeichnete Erklärung, dass es nach der Weise jener Helden gemeint sei, denen die Armut eine liebe Hausgenossin war, scheint mir das Richtige zu treffen. Ritter: ‚*amice est amico animo erga paupertatem*‘, wozu Düntzers Erklärung ‚*προθύμως*, freudig‘ nicht übel stimmt; ähnlich Kiessling: *amice pati* = *amare*. — Kaum war es notwendig, dass Schütz so ausführlich das von Bentley aufgenommene *amici* bestritt. D. begnügt sich mit der Bemerkung: ‚*nempe amici ab his carminibus alienissimi sunt*.‘ Natürlich ist auch L. Müller trotz seiner grossen und gebührlchen Verehrung, die er für B. bekundet, ihm hier nicht gefolgt. Doch warnte schon die Glosse des Hildebertus, wohl im Hinblick auf die Überschriften: ‚*amice adverbium est*‘, und Cruquius betont scharf: ‚*non enim τὸ amice vocandi casus est, sed purum putum adverbium sententiae praesenti convenientissimum*.‘ — In ‚*pauperiem pati*‘ glaubt Plüss eine wirksame Allitteration zu vernehmen: ‚es drückt sich in der Kraft und Schärfe dieser Laute die kräftige Freude am Harten und Schweren aus‘. — In der Erklärung der Verbindung der Worte bis *Condiscat* sind die Erklärer nicht einig. D. verbindet, wozu die Stellung einladet, *robustus* mit dem folgenden Ablativ in der Bedeutung eines Participiums = *robustus factus*. Diese Verbindung verlangte schon Porphyrio, und auch Ritter, Nauck, Schütz, L. Müller nehmen sie an. Dagegen wollen Orelli und Düntzer den Ablativ zu *condiscat* ziehen, und der letztere *robustus* = erstarkt proleptisch gefasst wissen. Ich fasse die Worte ähnlich wie Kiessling: Mit der Beschränkung befreunde sich schon der Jüngling, und zwar ‚in der stählenden Schule des Felddienstes‘. Ob aber nicht doch die Praeposition in *Condiscat* verbindende Bedeutung hat, wie Cruquius forderte und nach ihm Ritter festhält? Für eine blosser Verstärkung hätte wenigstens das *Metrum* auch *Ediscat*, *Perdiscat* zugelassen. Auch c. III, 11, 34 liegt diese Bedeutung in *condiscite* nicht fern. An unserer Stelle wäre dann einzufügen: und zwar lerne er es mit dem Kriegsdienste. — Ist nun die Armut so die Hausfreundin des Jünglings geworden, so wird sie zugleich gleichsam Hauslehrerin, Unterweiserin in echter Mannestugend. Sie schafft, wie es in der von Orelli citierten Stelle in Eurip. fragm. Alex. heisst, *τέκνα δραστήρια*; oder wie der von Cruquius angeführte Menander lehrt: *Πενία γὰρ ἐστὶν ἡ τρόπων διδάσκαλος*. Sie ist ein ‚*γυμνάσιον ἀρετῆς*‘; aber freilich ist das alles von *angusta*, nicht von *misera pauperies* zu verstehen, denn der gegenüber gilt das Wort der Schrift: ‚Armut und Reichtum gieb mir nicht!‘ vgl. Küster zu c. I, 1, 18: ‚*pauperies* verwechsle nicht mit *egestas*!‘ — V. 3. 4. et — *hasta*. Nach Mommsen hätte man hier an die Neuschöpfung der römischen Bürgerreiterei durch Augustus zu denken. Aber sehr bemerkenswert ist die von Orelli-Hirschfelder empfohlene Conjectur von W. Paul, wonach *equis* zu lesen wäre; in den Legionen habe ja die Stärke der Römer gelegen, und denen war die *hasta* eigen; zur Unterstützung dieser Lesung und Auffassung wird treffend verwiesen auf c. II, 1, 19. 20: ‚*Jam fulgor armorum fugaces Terret equos equitumque vultus*.‘ Dass die Parther genannt werden, geschieht natürlich keineswegs, wie Porphyrio meinte, ‚*pro quibuslibet hostibus*‘; gerade diesen damals den Kopf noch so hoch tragenden Feinden, ihren gefürchteten Reiterscharen soll der junge rüstige Krieger ein Schrecken werden. — Zu V. 5 weist D. mit Recht die Schreibung Dörings ‚*sub divo trepidis agat*‘ zurück. Wenn man *et* streicht, so wird den Worten *sub divo* alle Kraft genommen. — V. 6—12. In V. 6 geht der Dichter über zu dem zweiten der ‚kräftig gezeichneten Phantasiebilder‘ (Plüss p. 200); durch solche Stellen zeigt H., dass er nicht allein ein Tugendlehrer, sondern auch ein Dichter ist. Der ‚lehrhafte Ton des Einganges‘ steigert sich zuerst zur poetischen, ja, pathetischen Schilderung, vielleicht auch ‚zu der dramatischen Lebhaftigkeit der directen Rede‘. D. vergleicht, wie Ritter, Orelli und Schütz, hier zunächst die homerische *τεichoσκοπία*, I, 154 (richtiger 161) ff. Hier erblickte H. Peerlkamp das Urbild vieler ähnlichen Gemälde, auf die er verweist. (Vgl. die Aufzählung bei Orelli.) Eine der bezeichneten Stellen, Pindars neunte pythische Ode, giebt das schöne Gegenbild, wie der schauenden Frauen eine jede den jungen Helden im Herzen zum Schwiegersohn oder zum Sohn (*φιλάτων παρθενικῶ πόσιν ἢ υἱόν*) sich wünscht. Nauck leugnet, dass jene homerischen Verse hier angezogen werden könnten, und allerdings bieten sie nur Ähnliches, nicht Gleiches; im Einklang mit D. aber vergleicht er *Andromaches* angstvolles

Ausblicken von der Mauer, von wo sie so oft dem Knaben Astyanax den Vater als Vorkämpfer gezeigt (Ovid. *med.* XIII, 415—7), und ihre Klagen um den toten Gatten, der vor ihren Augen zu den Schiffen der Achäer geschleift wird (Γ 462 ff.). Rosenberg zieht passend auch die Aussprache der Besorgnis Andromaches um das Loos ihres Gatten, wenn Achilleus ihn weg von der Stadt flurwärts scheuche (l. c. 455 f.) zur Vergleichung heran. Einigermassen gehört hierher auch der Ausblick des Priamos, der sich vor dem Anblick des einem Sterne gleich strahlenden Peliden entsetzt (*Ἐμωξεν δ' ὁ γέρον, κεφαλὴν δ' ὁ γε κόψατο χερσίν*) und den Sohn bittet, vom Kampfe mit Achilleus abzustehen (l. c. v. 25 ff.). Kiessling erinnert auch an I, 29, 5. 6, wo von der dienenden Königstochter die Rede ist, deren Verlobter im Kampfe fiel. Im Gedanken an den um diese Zeit, wie es scheint, geplanten Feldzug gegen die Parther mochte sich der Dichter auch hier zunächst einen parthischen Fürsten, eine parthische Fürstin und Prinzessin vorstellen. — Sind nun *prospiciens* und *suspiret* auf *matrona* und *virgo* zu beziehen, oder nur jenes auf beide, dieses nur auf *virgo*? Küster nimmt die erstere Construction an, während Düntzer zu *matrona* aus dem Zusammenhange ein *perhorrescat* ergänzen will: ansprechend, aber etwas kühn. —

In den Worten ‚*Suspiret, ehen, ne . . . lacessat*‘ sieht D. eine Satzbildung, wie nach den *verba timendi*, da der Begriff der Furcht sowol im Verbum als in der Partikel ausgedrückt sei, und solche Wortfügung nehmen auch Meineke, Linker, Orelli, Vahlen, Kiessling, Rosenberg an, während Lehrs, Nauck, Keller-Holder, L. Müller, Keller-Haeussner, Petschenig, Schütz, Küster, gleichwie Bentley und H. Peerkamp und schon Ps.-Acron, nach *Suspiret* directe Rede annehmen. Eine solche mutet hier auch sehr an; was indes Nauck gegen die erstere Verbindung und gegen D.s Vergleichung dieser Stelle mit c. I, 2,5: ‚*Terruit gentes, grave ne rediret*‘ einwendet, scheint mir nicht begründet, während andererseits Kiesslings Einwand gegen die directe Rede, dass in diese *sponsus regius* und der Relativsatz doch nicht recht passen, besonders in Hinsicht auf den ersteren Ausdruck nicht unerheblich erscheint. — Bei der sonstigen Fülle des Commentars hätte D. wohl auch zu *asperum Tactu leonem*, wie K. es thut, verweisen können auf den mehr als löwenstarken Tydiden und auf den Peliden, vergleichbar dem reissenden Leu, der, gereizt durch einen Speerwurf, zum Kampfe sich anschickt. (Hom. E, 136 u. Y, 164—173.) Rosenberg glaubt ausserdem in V. 12 Spuren einer Einwirkung der homerischen Schilderung von des Achilleus Wüthen in der *μάχη παραποτάμιος* zu finden. Vgl. auch den von Horaz geschilderten Bacchus im Kampfe mit Rhoetus (c. II, 19,21—24), woran auch Ritter hier gedacht hat, wie denn überhaupt der Löwe als Urbild der Tapferkeit in beiden Litteraturen häufig begegnet. S. die Belegstellen bei Orelli und Georges s. h. v. — V. 13. Berühmte, oft angezogene Worte, wozu D. und andere Erklärer ausser dem bekannten, ähnlich klingenden Preise des Tyrtaeos noch weitere Parallelstellen anführen. Hinzuzufügen wäre noch Kallinos Fr. I, 7,8 (Bergk): *Τιμῆν τε γὰρ ἔσσι καὶ ἀγλαὸν ἀνδρὶ μάχεσθαι: Γῆς πέρι καὶ παίδων κουριδίης τ' ἄλλοχου*. Von Horaz selbst ist zu vergleichen der Schluss von c. III, 9, besonders v. 51. 52: *Non ille pro caris amicis aut patria timidus perire*. Nicht ohne Interesse ist endlich, was H. Peerkamp von Männern neuerer Zeit erzählt, die sich der horazischen Worte im Angesichte des Todes bedienten. — Zu v. 14. citiert D., wie gewöhnlich geschieht, einen Vers des Simonides. Bentley hielt die horazischen Worte für eine genaue Wiedergabe desselben, und da ihm *κίχρε* mehr schien, als *persequitur*, setzte er für dieses *consequitur*. Sowohl D. als Nauck nehmen auf B.s *Conjectur* Rücksicht, ohne ihn zu nennen; beide ablehnend, weil sie überflüssig ist. N. erklärt: ‚*persequitur* meint „ereilt“, sagt's aber nicht“. Georges s. h. v. führt die Stelle geradezu als Beleg für die Bedeutung ‚erreichen‘ an, und die nebenstehende ciceronische Stelle muss doch auch so verstanden werden. Wo sodann *persequi* in der Bedeutung von *ulcisci* steht, liegt ebenfalls ein Erreichen vor. Lehrreich ist dafür Caesar b. G. VII, 48, wo zuerst *persequi* in der Bedeutung ‚eine Unbild rächen‘ (*persequamur [ulciscamur] eorum mortem*), sodann in der andern: ‚sich an jemand rächen‘ (*suas iniurias persequantur*) gesetzt ist. Wenn endlich in *per-agere* der Begriff der Vollendung

liegt, so kann er auch in per-sequi liegen: durch, bis zum Ende folgen. So übersetzt Kiessling denn auch ‚erhascht‘, thut aber vielleicht unrecht daran: nicht ohne Grund ist gesagt worden, dass das Bild des nachjagenden Todes leidet, wenn man geradezu erreichen für verfolgen setzt, und so hat auch Nauck es vielleicht gemeint. Vgl. Gebhardi Ästhet. Comm. p. 208: ‚Der Tod als Jäger hinter der Hasenbeute, die ihm gewiss ist, das ist ein schönes Bild, das der grosse Engländer ... zerstört, wenn er die Beute „erreicht“ werden lässt‘. In ‚fugacem virum‘ darf man vielleicht ein spottvolles Oxymoron sehen: ‚den feldflüchtigen Helden‘, während im Ernst der animus muliebris getadelt wird, mag man nun an die Flucht aus der Schlacht oder an ein feiges Zurückweichen vor dem Kriegsdienste überhaupt denken. Das letztere erscheint übrigens als das richtigere; es liegt in fugax, das wie die meisten Adjectiva dieser Endung eine schlimme Neigung oder Gewohnheit bedeutet (vgl. auch ‚fugaces labuntur anni‘ c. II, 14, 1.2), und φυγόμαχος ist zu vergleichen mit dem homerischen φυγοπέλεμος. Vgl. Kiessling a. h. 1. So steht vir fugax parallel der imbellis iuventa, und der Ausdruck ‚poplitibus timidoque tergo‘ ist bildlich zu fassen. Vom Schlachtfelde ist ‚Ausdruck und Bild von Flucht und Verfolgung, vom feig zur Flucht gewandten Knie und Rücken hergenommen‘, aber der Dichter will ‚das für die Jugend seiner Zeit allerdings neue Ideal der Tapferkeit im Kriege entgegensetzen dem müssig schlaffen, daheim schlaff geniessenden und von feiger Todesfurcht doch oft jedes Genusses beraubten Jugendleben seiner Zeit‘. (Plüss p. 202.) Auch Peerlkamp verstand die Stelle so, und passend verweist er neben andern Zeugnissen (unicum bonum diurnam vitam aestimantes saepe acerba mors occupat‘ sagte Alexander bei Curtius VIII, 6) auf cap. II, 14, 9: ‚Frustra eruento Marte carebimus‘. — Der zu den Worten Mors — tergo von Rosenberg gemachte Einwurf: ‚Diese Begründung fehlte nach unserer Ansicht besser; in diesem Falle wäre die Tapferkeit ja nur Klugheit oder auch Feigheit‘ scheint allerdings nahe zu liegen. Allein begründend ist der Satz wohl nicht, sondern, wie Nauck ihn fasst, gegensätzlich. Also in Umschreibung: süß ist und ruhmvoll Tod für das Vaterland (dulce et decorum erinnert an dulce decus c. I, 1, 2); andererseits ereilt der Tod auch den Feigling, der also nicht bloss zu tadeln, sondern auch zu verlachen ist. Würde dagegen, wie Küster sagt, ein neues Motiv, das utile, dem dulce et decorum angefügt, dann hätten wir ungefähr die kühle Logik jenes wackern Peter, der aus Furcht zum Helden wurde: ‚hau‘ ich nicht auf sie, so werden sie auf mich wohl hauen‘. Ist diese Auffassung richtig, dann müsste die Disposition dieser Ode durch Gebhard (p. 38) I, 1, c (wo es heisst: ‚Wert (13—16); sie [kriegerische Tüchtigkeit] ist sowohl rühmlich als nützlich: α) ideal: Patriotismus eine herrliche Tugend, β) real: der Tod ereilt auch den Fliehenden, Feigen‘), sowie die Erklärung Kiesslings (Hieran schliesst sich wiederum begründend: ‚denn dem Tode kann Niemand entgehen‘), eine entsprechende Änderung erfahren. — V. 16 hat D. timidoque beibehalten; ebenso schreiben auch H. Peerlkamp, Orelli, Düntzer, Vahlen, Nauck, L. Müller, Kiessling, Rosenberg, und so las auch Cruquius, während nach Bentleys Vorgang Meineke, Linker, Lehrs, Keller-Holder, Keller-Häussner, Schütz, Petschenig, Küster timidove vorziehen, das auch bei Pseudo-Acron gefunden wird. Bentley, der gar einen Panegyriker des vierten Jahrhunderts für sich ins Feld führt, und Keller, nach welchem die Zeugnisse der Handschriften für beides ungefähr gleich stehen, und der sich ebenfalls auf jenen Panegyriker beruft, erklären die Livius-Stelle ‚Tergaque ferientes ac poplites caedentes‘ (XXII, 48, 4) für nicht beweiskräftig und mögen darin auch Recht haben, aber ve bewirkt an unserer Stelle eine unnötige und undichterische Zerschneidung des Gesamtbildes des vor dem Tode Fliehenden. Die schlotternden Kniekehlen, der feige gewendete Rücken gehören zusammen, ‚ut ignavus miles in fuga totus conspiciatur‘. D. (Richtiger hiesse es nach dem Obigen ‚homo ignavus‘.) Nauck, der timidoque schreibt, führt durch seine Construction doch wieder eine gewisse Trennung herbei: ‚zu timido tergo darf nicht mehr imbellis iuventae construiert werden, sondern timido tritt für jenes ein‘. Der Sinn wäre also, der Tod schone nicht der unkriegerischen Jugend Kniekehlen und den furchtsamen Rücken. Natürlicher scheint mir D.s Verbindung, der timido auch zu poplitibus zieht, wie in c. I, 2, 1 dirae auch zu nivis, in

II, 19, 24 horribili auch zu unguibus (vgl. das Verzeichnis ähnlicher Stellen zu c. I, 2, 1). Auch an letzterem Orte will N. horribili für leonis eintreten lassen, und früher (B. z. D. H. II T. p. 11) habe ich mich dem angeschlossen; doch scheint mir jetzt horribili mala an dem in einen Löwen verwandelten Gotte dadurch etwas zu stark hervorgehoben zu werden; es würde betont, dass Bacchus nicht nur in Löwengestalt gekämpft habe, sondern dass er auch ein echter und rechter Leu, ein Löwe ‚comme il faut‘ gewesen sei. Zuletzt wird der undisputierbare Geschmack zu entscheiden haben.

V. 17—20. Eine vielumstrittene Stelle, so dass den zahllosen Ausführungen gegenüber Beschränkung geboten ist. Es beginnt das zweite κῶλον dieser ῥῆδῑ τρικῶλος. Plüss betrachtet puer V. 1 und virtus V. 16 (u. 21) als ‚Stichworte für zwei deutlich geschiedene Hälften des Ganzen‘; die eine zeige das Heranwachsen zum echten Manne, die andere den echten Mann in seiner Reife. (p. 201. Vgl. Gebhardi p. 208.) Mit der starken Anaphora Virtus repulsae — Virtus recludens werde die Darstellung der vollen Mannhaftigkeit eingeführt (p. 202). Dazu stimmt, wenn Gebhard (Gedankeng. hor. Od., Krit. Anh. p. 15) mit unserer Strophe an das ‚Ideal des Kriegers‘ das ‚Ideal des Bürgers‘ sich anschliessen lässt. Es kommt nun darauf an, wie sich Horaz das letztere Ideal vorgestellt hat. Vielleicht hatte er ein doppeltes Ideal im Auge, eins für sich selbst und seinesgleichen, ein anderes aber für den guten Bürger überhaupt, ein esoterisches und ein exoterisches: darin mag die Ausgleichung zweier sehr entgegengesetzten Anschauungen von dem liegen, was der Dichter als domestica virtus empfohlen hat. D. erklärt folgendermassen: Tugendhafte suchen nach Ehren nicht bei dem Volke; sie wissen, nur die Tugend selbst verleihe wahre Würde. Denen, die so gesinnt sind, mehreren verliehene, mindern versagte Ämter die Ehre nicht. Der Verweis auf andere horazische Stellen erlaubt dem aus D.s Sinne noch diese Ausführung hinzuzufügen: Die Tugend hält Königswürde an sich nicht für Glück; sie selbst verleiht Königtum und ein unverlierbares Diadem jenem, der an aufgetürmten Schätzen ruhig vorübergeht (c. II, 2, 17); wer weisen Sinnes ist, der ist nicht Träger eines einjährigen Consulats, sondern hat Herrschergewalt, so lange er Gutes über Nützlichendes setzt, Bestechungsversuche mit hohem Blicke messend (c. III, 9, 39 ff.). Der Dichter meint somit nach D.s Ansicht nicht, das Bewerben um Ämter überhaupt sei nicht des echten Mannes Sache, wohl aber hält er es für dessen unwürdig, seinem Wesen fremd, um Ämter zu werben durch Buhlen um Volksgunst, da der Tugendhafte erkennt, ‚Romani civis dignitatem cerni in animo . . . . alieno ab indigno aerae popularis studio, honores meritis, non favore petente‘. (D. Quaest. Hor. p. 84.) Er steht nicht auf dem Standpunkte derer, die für die grössten Übel halten geringes Vermögen und die schimpfliche repulsa (ep. I, 1, 42 f., von Orelli hier citiert), sondern auf dem des älteren Cato, der an dem Tage, wo er diese Zurückweisung erlitt, auf dem Comitium Ball spielte, ja wohl einmal über eine solche ebenso sich freute, als wenn er gewählt worden wäre. (Orelli a. h. l. nach Seneca und Plinius.) Die repulsa ‚turpis‘ kümmert also den tugendhaften Bürger nicht, weil er sie eben nicht für beschimpfend hält; andererseits weiss er aber nichts von einer repulsa sordida d. i. von dem Durchfallen bei einer Bewerbung, die er mit unsauberen Mitteln betrieben hätte, und so leuchtet seine Tugend, mag er gewählt sein oder nicht, völlig unbefleckt in den ihr eigentümlichen Ehren. Diese Deutung, die ich auch einmal aus dem Munde eines nun schon lange geschiedenen trefflichen Mannes und, wie seine Übersetzung der 13 Satiren beweist, eben so trefflichen Horazkenners vernahm — multis ille bonis flebilis occidit — ist mir stets als die einfachste und natürlichste erschienen. Beide Wörter, nescia und sordidae, auf deren Sinn es hier vornehmlich ankommt, behalten so ihre echte Bedeutung. Jenes braucht nun nicht mit Orelli in gezwungener Weise erklärt zu werden: ‚(virtus) quam numquam attingit neque commovet aut deprimit repulsa‘. (Wenn Georges das vergilische ‚nesciaque humanis precibus mansuescere corda‘ für die Bedeutung ‚unempfindlich‘ anführt, so heisst n. doch auch dort ‚die nichts davon weiss, sich erweichen zu lassen.‘) Dieses aber ist sicherlich etwas anderes und mehr, als turpis. Vgl. Ritter: ‚bene addidit sordidae i. e. ignominiosae: nam fortes repulsam pati possunt, sordidam

repulsam experiri non possunt'. Es ist zwar dagegen eingewendet worden, die Nachstellung zeige schon, dass das Beiwort nur schmücken solle (Kiessling); dieses müsste anders gestellt und damit anders betont sein (Plüss p. 204). Aber einesteils kann doch in einem Gedichte, wo der Vers seine Ansprüche macht, der Stellung des Adjectivs nicht dieselbe Bedeutung beigelegt werden, wie in der Prosa; andererseits giebt doch der Ictus und die Zwischenstellung von *nescia* immerhin dem Adjectiv einige Kraft, wenn auch der erstere nach der Caesur mit geringerem Gewichte auffällt, als vor dieser. — Der Tugendhafte, der sich also der Bewerbung, der Wahl und Nichtwahl gegenüber verhält, nimmt somit die Zeichen der Amtsgewalt nicht nach der Laune der Volksgunst, um die er ja nicht gebuhlt hat — Schütz verweist passend auf sat. I, 6, 15. 16: *populo, qui stultus honores Saepe dat indignis* — und legt sie auch nicht ab nach dieser, sei es im Verlaufe des Amtsjahres, das er unbekümmert um ein *vulgus malignum* zu Ende führen wird, sei es nach dessen Ablaufe, wo er nach höheren Gesichtspunkten, als die *aura popularis* ist, entscheiden wird, ob er sofort zurücktreten oder sich aufs neue bewerben soll. (Zu *aura popularis* verweist L. Müller treffend auf die *aura fallax* in c. I, 5, 11.) Mit demselben hohen und frohen Mute wird er abtreten von dem Amte, wie er es angetreten hat; man wird von ihm sagen können, was Bentley zu *intaminatis* aus Lucan. (VIII, 200) anführt: *Juvis sumpta virum, iuvis dimissa potestas*. Er wird also nicht handeln, wie Vell. Patere. (c. II, 33, citiert von H. Peerlkamp) den Pompeius handeln lässt: *Pompeius in appetendis honoribus immodicus, in gerendis verecundissimus, qui quod cupisset, arbitrio suo sumeret, alieno deponeret*. (Die Corrector *incontaminatis*, die D. kurz zurückweist, findet, obwohl Bentley ihr geneigt war, wohl keinen Verteidiger mehr. — Neben dem Zeugnisse aus Sulpicius Severus, das schon B. für das angefochtene *intaminatis* selbst anführt, bringt Kiessling noch ein schönes inschriftliches: *Virgo intaminata lumen quod accepi reddidi*.) Nauck verteidigt die wenig beglaubigte Stellung *nec ponit nec sumit secures*, aber ich möchte weder um den Preis des von ihm aufgestellten Chiasmus noch der Allitteration noch beider zusammen das *ὑστερον πρότερον* eintauschen. Vgl. Keller Epilog. p. 190, wo die Umstellung eine *mutwillige* genannt wird. Gebhard in der Disp. verwechselt wohl *sumit* mit *resumit*. Nun haben allerdings viele Erklärer dieser Stelle eine andere Auslegung gegeben. *Solche Tugend*, sagt Nauck, *heisst nicht kennend schimpfliche Zurückweisung: nicht darum weil man ihr jegliche Ehrenstelle verleiht, sondern weil sie sich — im sichern Besitze des Besseren — um keine Ehrenstelle bewirbt*. So auch Plüss (p. 205): *Der wahre Mann des Horaz bewirbt sich nicht und lässt sich nicht vom Volke wählen, und insofern fällt er nie durch und legt nie ein Amt, das er der Laune des Volkes verdankte, nieder*. Das wäre der stoische Standpunkt, und zwar nicht der gewissermassen niedrigere, auf den Orelli und Rosenberg den Dichter versetzen, indem sie die Bewerbung wenigstens nicht ganz ausschliessen, sondern *die ganze Schärfe der stoischen Weisheit*, wie Küster es ausdrückt. Wenn dieser nun ein Zeugnis Ciceros (de off. I, 20, 11) für eine derartige Lebensauffassung nicht bloss philosophischer Geister, sondern ernster und würdevoller Männer anführt, so ist doch dem gegenüber darauf hinzuweisen, wie oft Cicero das *otium cum dignitate* doch eigentlich dem Greisenalter vorbehält, für das Mannesalter dagegen den öffentlichen Dienst als Pflicht betrachtet. Die Männer, die er in der prächtigen Einleitung zu de orat. I zusammenführt, gewinnen sich die Muse für den Dienst der Muse als Zeit der Erholung vom Staatsdienste ab. Vgl. Plüss l. c. Nun bemerkt freilich Rosenberg mit Recht, dass die Ämter seit der Alleinherrschaft des Augustus an Wert und Bedeutung sehr verloren hatten. Auch Kiessling verlegt das Begehren der Bürgerämter seitens der Edlen in frühere Tage, und Seliger (N. J. 1890 p. 304) glaubt, der Dichter weise das heranwachsende Geschlecht auf die Vorteile der neuen Ordnung der Dinge hin: *Von jetzt ab strahlte die Tüchtigkeit in unbefleckten Ehren insofern, als sie keiner schimpflichen Zurücksetzung mehr ausgesetzt ist, indem die Besetzung der Ämter nicht mehr nach der schwankenden Volksgunst, sondern nach dem Willen eines Einzelnen erfolgt, der besser imstande ist, den richtigen Mann an die richtige Stelle zu bringen, und ihn selbst dann hält, wenn sich die Volksgunst von ihm*

abwenden sollte'. Hier nähern wir uns dem Standpunkte Mommsens, der in dieser Ode in dem Preise der Tapferkeit besondere Beziehungen findet auf zwei ‚der wichtigsten Institutionen der neuen Monarchie: den neuen Stand des Berufssoldaten und den ebenfalls neuen des kaiserlichen Beamten‘. (Burs. Jahrb. 1890. p. 152.) So viel Einschmeichelndes das alles haben mag, so wenig kann es mich überzeugen. Die Gesamtstellung des Dichters zum Stoicismus mag hier unerörtert bleiben, aber abgesehen davon, dass eine entschiedenere Zuwendung zu dieser Schule wohl erst etwas später anzusetzen ist (Teuffel R. L. 236, 5), sollte Horaz in diesen Oden und besonders in diesem Gedichte, ‚das so bis ins innerste Herz römisch ist und ganz fremd griechischer Anschauung, wenn man auf das Ganze, nicht auf einzelne Worte sieht‘ (Düntzer Kritik p. 158 Anm.), in die Stoa verweisen, der gar häufig ‚homines ignava opera et philosopha sententia‘ (Pacuvius, citiert bei Teuffel 50, 3) entstammen mochten, und nicht vielmehr in die Zelte des C. Fabricius und M. Curius, sowie auf die leuchtenden Muster der *virtus civilis*, wie die Scipionen, auf deren älteren auch die folgenden Verse bezogen werden könnten? Nicht Männer verlangt er, deren Bild man zeichnen könnte, wie später das des M. Aurelius, wenn dieses auch ein Zerrbild war: ‚quaerit de elementis et de animis et de honesto et iusto nec sentit pro publica‘. Für sich selbst und Männer, wie Vergil, die Hälfte seiner Seele, mochte er es immerhin in Anspruch nehmen, ‚procul negotiis‘ zu bleiben, den Arm, wie er ihn von der ‚*parmula*‘ befreit, auch mit den ‚*gubernacula*‘ des Staates nicht anzustrengen; sich (und ihnen) mochte er das Ideal in der begeisterten vierten Ode dieses Buches zeichnen, da ihn Melpomene mit gütigem Blicke betrachtet, Geist und Kunst des Liedes und den Dichternamen Phoebus ihm verliehen hatte (c. III, 3 u. 6); im Schmucke des Epheus mochte er auf Siegeslorbeer und Bürgerkronen verzichten und gern in dem Lager der nichts begehrenden Leute verweilen. (c. III, 16, 22. 23). Aber für die guten Bürger überhaupt konnte nicht etwa ein Pindar, eher ein Cato den Höhepunkt des Strebens bieten; muss doch sogar Plüss zugestehen: ‚in der Wirklichkeit würde selbstverständlich Horaz Ausnahmen von der Regel fordern‘. Natürlich verhält es sich gerade umgekehrt: die Regel ist die Beteiligung am öffentlichen Leben, (dem ja auch Sokrates sich nicht entzog), wenn auch in den engeren Schranken, welche die neuen Verhältnisse aufgerichtet hatten. Wenigstens die alten Formen bestanden ja noch; ihnen fügte sich selbst der Caesar, wenn er seine Stiefsöhne zur Wahl empfahl mit den Worten: ‚wenn sie es verdienen‘; und immerhin mochten sich die Zustände der Zeit dem Geiste des Dichters etwas ähnlicher den älteren gestalten, insbesondere die Wahlen noch etwas wesenhafter, als sie es thatsächlich waren. Wenn also an unserer Stelle von einer Idealisierung die Rede sein soll, so kann ich sie nur finden in dem Gedankenfluge des Dichters aus dem Rom der beginnenden Kaiserzeit in das Rom der blühenden Jahrhunderte der Republik; nicht in die Stoa trägt ihn der Fittig, sondern in die mit Klienten und bewundernden Freunden angefüllten Atrien der grossen Männer der Vorzeit. — Noch weniger scheint mir daran gedacht werden zu dürfen, dass Horaz die neue Organisation der Formen des Staatslebens durch den Caesar direct habe verherrlichen, dichterisch verklären wollen. Das hätte doch wohl vielen sein Lied als ein garstiges, weil eben hochpolitisches, erscheinen lassen; sie hätten das Schlüpfen der Schlange im Grase zu vernehmen geglaubt. Wenn Horaz die Bestrebungen des Augustus für Zucht, Sitte und Religion feierte und unterstützte, so war er doch kein Hofpoet. Vgl. Gebhard Gedankeng. hor. Od., Krit. Anh. 14. 15. Am seltsamsten endlich scheint mir die Zumutung zu sein, die man dem Dichter ebenfalls gemacht hat, er wolle dem Herrscher, der um diese Zeit einmal wieder mit der Niederlegung der Herrschaft umging oder damit sein Spiel trieb, von einem solchen Schritte abraten. Während er also sonst der grössten Schmeicheleien für fähig erachtet wird, soll er nun gleichsam zur Abwechslung einer groben Impertinenz, die in der Erteilung eines Rates oder einer zwischenzeitigen Belehrung in solchen Dingen liegen würde, sich schuldig gemacht haben! Orelli durfte den Zweifel an der Richtigkeit dieses Einfalls Frankes schon etwas kräftiger ausdrücken.

V. 21—24. Bei ‚*Virtus recludens . . . caelum*‘ denkt auch D. offenbar, und gewiss mit Recht, nicht an des Namens (vgl. Plüss l. c.), sondern an des Geistes Unsterblichkeit, die denen gewährt wird, die sie

verdient haben. Passend verweist Nauck auf den Gegensatz in c. II, 18, 32—34: ‚Aequa tellus Pauperi recluditur Regumque pueris‘, den einen wie den andern, wenn sie unsterblich zu sein nicht verdienten. Man könnte sich hier auch erinnern an das Skolion des Kallistratos auf die Tyrannentöter: Φίλτατ' Ἀρμόδι', οὐ τί που τέθνηκας · νήσοις δ' ἐν μακάρων σέ φασιν εἶναι. (Bergk p. 1290.) Und zu immeritis mori an Goethe über Schiller: ‚Den Lebenswerten soll der Tod erbeuten?‘ Zu spernit humum werden wir durch Kiessling auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes sperno = segrego verwiesen. Richtiger: ursprünglich sagte man sperno me a = segrego me a. So Ennius: ‚ius atque aecum se a malis spernit procul‘ (Trag. Rel. 224). — Dass D. penna gegenüber dem besser bezugten pinna beibehielt, ist in einer Schulausgabe wohlgethan; auch Vahlen schreibt so.

V. 25—30 enthalten das dritte *κῶλον* des Gedichtes. Auch D. hält es für glaublich, dass die Worte Est—merces eine Wiedergabe eines Verses des Simonides darstellen, vielleicht, wie Kiessling vermutet, aus demselben Gedichte, dem die Gnome über den *φυγόμενος* entnommen ist. Die Verbindung mit dem Vorigen, die nach Schütz nur gewaltsam herzustellen ist, finde ich so lose nicht. Wenn die Mannestugend im Kriege und im Frieden, so verkündet der Seher, zum Himmel erhebt, so ist des sichern Lohnes auch gewiss das treue Schweigen, das mit jener verbunden ist. Denn wer ein wahrer Mann ist, der ‚zu Haus‘ und in dem Kriege herrscht, der ist auch, im Gegensatze zu weibischer Schwatzhaftigkeit, ein Schweiger, der nicht verschwenderisch umgeht mit dem Geheimen (c. I, 18, 16). Die Verbindung liegt also in ‚et‘, was schon Porphyrios Note andeutet: ‚est e. f. t. s. Inter uirtutes scilicet‘. Welcher Lohn dieses ist, wird nicht gesagt, aber dem Zusammenhange nach wohl der gleiche, wie jener, der soeben der Mannhaftigkeit überhaupt verheissen wurde: auch das treue Schweigen wird mit dem Himmel beglücken. In sichere Aussicht wird ja dieser Lohn gestellt in dem Geheimdienste der Ceres, wo das Schweigen ‚die höhere Weihe‘ erhält und am strengsten verpflichtet. Peerlkamp: ‚Mysteria praebent spem optimam huius et futurae vitae‘. Vgl. Plüss (p. 208 f.), welcher dem gegenüber hervorhebt, dass in diesem Leben freilich der treulich Verschwiegene manchmal in der Gesellschaft des Verräters des Heiligen mit in Not und Leid gerät. Denn wie die fromme Treue des höchsten Lohnes, so ist die unfrome Untreue der schwersten Strafe gewiss. So empfiehlt also der dritte Teil des Liedes die Tugend, die der Gerechtigkeit Schwester ist (c. I, 35, 21), ‚die dem moralischen Leben die Grundstütze‘ (Düntzer Krit. p. 159), die besonders, wie Cruquius erörtert, dem Krieger vonnöten ist, deren Gegenteil wie Euripides sagt, auch dem Staate schadet, — die Tugend, die der Dichter durch die weisse Hülle, die er ihr beilegt, als geheiligt kennzeichnet, während er den treulosen Schwätzer als ‚schwarz‘ bezeichnet, den der Römer meiden soll (sat. I, 4, 84. 85). Richtig, wenn auch mit etwas seltsamem Ausdruck, sagt also Kiessling, dass in diesem Liede der Jugend die Übung ‚der beiden Grundpfeiler der römischen Grösse‘, der ‚virtus et fides Romana‘ ans Herz gelegt werde. Es findet aber nach D.s treffender Ausführung gleichsam eine *denominatio a potiori* statt: die Treue in religiösen Dingen dient zum Beispiel für jegliche Treue, und insofern zieht Rosenberg auch c. III, 5, 20: ‚culpari metuit fides‘, wo zunächst von der Redlichkeit in Handel und Wandel die Rede ist, passend hierher. Vgl. über dies letztere Küster, von dem mehrere Parallelstellen gesammelt sind, und zu der ganzen Ausführung Orelli. (Wenn Gebhard *fidele silentium* nur von Küster und Ribbeck richtig aufgefasst sieht, so konnte er nach dem Gesagten D. den Genannten zugesellen.) — Dass nun aber in dieser Ode wieder im besondern an die vom Augustus sogar Maecenas gegenüber (vgl. Kiessling) so scharf betonte Amtsverschwiegenheit zu denken sei, wie Mommsen verlangt, ist mir aus demselben Grunde, der zu v. 17—20 angeführt ist, nicht wahrscheinlich. Aber die feine Höflichkeit mochte immerhin der Dichter dem Fürsten erweisen, dass er das Lob der Treue anhub mit den Worten des Simonides, die jener so oft im Munde führte. — Ob bei *Cereris sacrum* an den Geheimdienst der C. überhaupt oder insbesondere an die eleusinischen Mysterien gedacht ist — woran D. denkt, ist aus seinem Ausdruck nicht sicher zu erkennen — macht keinen

grossen Unterschied. Vgl. Orelli, der mit Entschiedenheit für die weitere Bedeutung eintritt. Die Enallage des Adjectivs, über die B. sich verbreitet, schützt D. durch die ovidische Parallele ‚arcanas deas‘, B. durch die vergilische ‚nocturnique orgia Bacchi‘. — Ist nun aber v. 28 das von den Handschriften hier gebotene fragilemque beizubehalten, wie es die Epilegomena empfehlen und daher Keller-Holder, sowie manche andere (auch Nauck, Schütz, Küster), thun, oder, wie Bentley vorschlug, H. Peerlkamp schrieb, und mit D. noch mehrere (so Düntzer, Orelli, L. Müller, Vahlen, Kiessling, Rosenberg) aufnahmen, fragilemve zu schreiben? Das letztere ist trotz der mangelnden Bezeugung wohl kaum zu bezweifeln. Es kommt darauf an, ob ‚sub isdem trabibus‘ auch auf phaselon bezogen wird oder einen andern Aufenthalt anzeigt. Ersteres thut Nauck, der an dem so entstehenden ὑστερον πρότερον geschickt genug vorbeikommt; desgleichen Ritter. Aber der Ausdruck ‚sub trabibus‘ weist unverkennbar auf das Haus hin. (Vgl. Düntzer, der es = ἑμωρόφιως setzt.) Anders c. I, 1, 13 ‚trabe Cypria‘, wozu Ritter selbst richtig bemerkt: ‚Aliter c. III, 1, 20: ‚ponet marmoream sub trabe Cypria‘. An unserer Stelle wäre auch der Plural an sich platt; den Singular für Schiff gebraucht auch Ovid. — Von den Parallelstellen, deren D. eine, Orelli viele anführt — schon Hesiodos lehrt, dass Zeus oft um eines Schuldigen willen λιμὸν καὶ λοιμὸν der Stadt zuschickt —, findet Kiessling zwei — aus Euripides und Kallimachos — bei H. gleichsam verknüpft. Es sieht in der That aus, als habe eine Contamination stattgefunden. Der zu grunde liegende Gedanke begegnet auch anderswo: die Schuld des Jonas gefährdete die Mitfahrenden; umgekehrt hätten die Gerechten in Sodoma die Bösen mit gerettet, wären ihrer selbst nicht so wenige gewesen. Rosenberg erinnert, dass ‚fragilem‘ nicht ohne deutlich erkennbaren Grund gesetzt sei, und Kiessling findet diesen Grund in einem Hinweis auf Jupiters Blitz, indem er zugleich die Bedeutung des folgenden Diespiter (des im Lichte leuchtenden, in Wettern wirkenden Gottes; cf. Nauck zu c. I, 34, 5 und über die Ableitung L. Müller zu ders. Stelle) hervorhebt. Gewiss; doch ist das Beiwort auch begründet in der Gestalt des Schiffeins. Ritter: ‚phaselus enim leve navigium est et in longitudinem porrectum quod facile frangitur‘. (Am Rhein nennt man lang, schmal und leicht gebaute, daher gefährdende Nachen bezeichnend ‚Seelenverkäufer‘.) Der strahlende (Lucetius), hier aber strafende Gott kann mit leichtem Wellenstosse Kahn und Insassen verderben. (Dass, wie die Epilegomena zu c. III, 1, 23, für fragilemque eintretend, behaupten, an unserer Stelle zwischen trabibus und phaselon dasselbe Verhältnis sei, wie zwischen humiles domus und umbrosam ripam (c. III, 1, 22. 23), vineae und fundus (l. c. v. 29. 30), vitis und costum (l. c. v. 44), kann natürlich nur dann zugegeben werden, wenn man trabibus auch vom Schiff versteht. Andernfalls steht, wie an jenen Stellen und c. III, 2, 16 Zusammengehöriges, so hier Gegensätzliches. Treffend übersetzt also Fritsch: ‚Doch wer Geheimnis, heiliges Gut, entweicht, Den möge nie mit mir bedachen Gleiches Gebälk, noch derselbe Nachen Vom Lande fahren!‘) ‚Diespiter neglectus‘ erinnert in seiner ersten Fassung an unser: Gott lässt seiner nicht spotten. Zu incestum ist wohl weniger an die parum casti luci (c. I, 12, 59. 60), worauf Kiessling verweist, zu denken; der Gedanke ist entweder allgemeiner, und incestus = unrein, integer = rein zu setzen — an ‚Integer vitae scelerisque purus‘ erinnern schon die Scholiasten; vgl. auch ἀνόσιος (Plut. Brut. Ἐνόσιε Κάσκα) und, wie Ritter, ἐναγής — oder dem Vorhergehenden entsprechend zunächst an religiös und unreligiös zu denken. So D., der Castus Aeneas (c. I, 42) vergleicht. — Zu den letzten beiden Versen, zu denen Orelli wiederum eine Fülle von Citaten darbietet — neben die ὑστερόπους Νέμεσις des Strato und die ὀπισθόπους Δίκη des Greg. Naz. stellt sich passend die von Kiessling angeführte ὑστερόποινος Ἄτα des Aeschylus — verweist D. ausser auf eine euripideische Stelle auf die Schilderung der Ἄτη bei Homer T, 91 ff. und I, 502 ff. Von lahmen Füßen der Ate ist dort wie hier freilich nicht die Rede. An ersterem Orte ist jene Tochter des Zeus zartfüßig (ἀπαλοὶ πόδες) und berührt den Boden nicht; an letzterem ist sie stark und gut zu Fusse und eilt daher ihren Schwestern, den lahmen Ἄταί, weit voraus. — Raro setzt Düntzer geradezu = nie; wohl nicht richtig, da es den Gegensatz zu saepe bildet. Hat nun aber die Poena überhaupt

lahmen Fuss, oder erlahmt sie nur hin und wieder einmal? Jenes ist die gewöhnliche Erklärung, danach also ‚Poena claudo‘ als abl. qual. zu nehmen. Das empfehlen auch die oben genannten Stellen, und so ist wohl nicht zu billigen, was Schütz bemerkt, der raro auch zu dem Ablativ construiert: ‚an sich hat die Strafe keinen lahmen Fuss‘. Wenn auch einmal, wie er aus Pausanias anführt, die Νεμέσσις geflügelt abgebildet sind, im ganzen wird die andere Anschauung als vorwiegend zu bezeichnen sein. Treffend betont Kiessling noch das drastische deseruit: die Poena lässt ihre Pflicht im Stich, wenn sie einmal ermattend ablässt. Bei Schiller freilich (in den Kranichen des Ibykus) kennen die Erinyen kein Erlahmen. (Schütz stellt zu pede claudo das Missverständnis Porphyrios richtig, der den lahmen Fuss der Strafgöttin vergleicht mit einem bei Petronius vorkommenden merkwürdigen Ausdrücke, den pedes lanati der erzürnten Götter: leise, also fast wie die Ἄτη an der ersteren homerischen Stelle, beschleichen sie den Frevler. Beides, langsam und leise, erscheint verbunden in dem Verse Tibulls: ‚Sera tamen tacitis Poena venit pedibus‘). Ritter findet die Alliteration pede Poena bemerkenswert: der Dichter habe sie gesucht ‚carminis fini novitatis lenocinium additurus‘. Die Laute haben allerdings in den gehäuften tennes schon vom Ausgange des vorhergehenden Wortes an einen onomatopoetischen Anklang und für den Schluss etwas Charakteristisches, wie onerosiores am Schlusse der ersten und vitiosiores am Schlusse der sechsten Ode. Vgl. Keller Epilegomena p. 192: ‚die Worte Raro—claudo geben vollkommen den Eindruck von Schlussversen.‘ —

Blicken wir nun noch einmal auf den reichen Inhalt des lyrisch-didaktischen Gedichtes zurück, so meine ich, die eingehende Betrachtung habe die am Eingang gegebene und im Verlaufe vervollständigte Übersicht bestätigt. Diese deckt sich im wesentlichen mit der Inhaltsangabe D.s, nicht dagegen mit der neuen Betrachtungsweise Mommsens, die im ganzen von Kiessling angenommen ist, wonach der Ode eine hochpolitische Bedeutung innewohnt, und weicht zum teil ab von der Auffassung einiger anderer Erklärer, die wie Plüss und in neuester Zeit Gebhard den idealen Standpunkt, den der Dichter in Beziehung auf ein von den Staatsgeschäften abgewendetes, musischer Beschäftigung zugewendetes Leben für sich und etliche Freunde, die auch den Camenen gehören, in Anspruch nimmt, verallgemeinern oder doch weiteren Kreisen zuweisen.

Indem ich die weitere Besprechung der ‚Römeroden‘ einer andern Gelegenheit vorbehalte, benutze ich die jetzige noch, um die Überschriften sämtlicher Römeroden, wie sie sich mir beim Studium derselben als wesentliche Wiedergabe des Inhalts dargestellt haben, hier zusammenzustellen:

1. **Lasst euch genügen; dies allein giebt wahres Glück.**
2. **Seid tapfer, eitler Ehrsucht baar; pflegt fromme Treu'.**
3. **Im rechten Thun ausharret, wie's Quirinus that.**
4. **Verehrt die Muse; milde Weisheit schenkt sie euch.**
5. **Lernt opfern euch fürs Vaterland, gleich Regulus.**
6. **Ehrt fromm die Gottheit, ehrt in reiner Sitte sie.**

Trier, im März 1892.

Dr. Ludwig Pöppelmann.